

# August Uchtmanns Moorbericht

Erinnerungen des August Uchtmann über die Kultivierung des Freistätter- und des Wietingsmoors rund um [Freistatt](#). Abschrift von seinem Text aus dem Jahre 1923. Aufgeteilt in zwölf Kapitel für den [Freistätter Weihnachtskalender 2019](#) von der Redaktion der [Freistätter Online Zeitung](#).

---

• .... Anfang mit [Teil 1](#) ... •

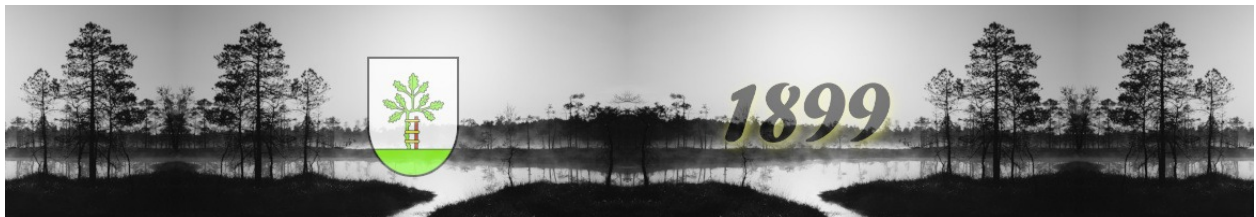
## Einleitung

Als im vergangenen Jahr Herr Pastor Janßen an mich herantrat mit der Bitte, einen Überblick über die Kultivierung des Moores und meine damit verbundene Tätigkeit schriftlich darzulegen, wurde es mir klar, wie fest ich mit den Mooren verwachsen bin.

Als Kind, am Rande desselben geboren, erhielt mein Leben durch die Tätigkeit in dieser Einöde, denn mein ganzes Leben bis zum heutigen Tage spielte sich im Moor ab. Es war ein Kampf um die Urbarmachung des Bodens, der auch trotz der Misserfolge doch mit einem Sieg endete. Von diesem Kampf sollen nun die nachfolgenden Zeilen erzählen.

## Freistatt im März 1926

Ich wurde am 28. September 1968 als Sohn des Armenvogts und Gemeindedieners Karl Uchtmann in Ströhen, Kreis Sulingen geboren. In den Schulferien musste ich meinen Eltern in der Landwirtschaft helfen, vor Schulbeginn erst noch die Kühe hüten, auch dreschen helfen oder sonstige Arbeiten verrichten. Nach Entlassung aus der Schule erhielt ich noch ein halbes Jahr rechnerischen und schriftlichen Unterricht.



Im Alter von 16 Jahren kam ich im Jahre 1884 zum Waldwärter Rohlfs in Strange, um die Landwirtschaft zu erlernen. Es war dies zu der Zeit, wo der Kunstdünger eingeführt wurde, wenigstens in hiesiger Gegend.

## Neuerung Kunstdünger

Viele Bauern standen damals dem Dünger misstrauisch gegenüber. Die Regierung in Hannover suchte zu der Zeit Besitzer, die sich bereit erklärten, auf Wiesen Versuche mit Kunstdünger zu machen. Die Versuche wurden in den ersten Jahren größtenteils auf dem Besitztum des Herrn Rohlfs ausgeführt.

Dann fanden sich auch noch einige andere Besitzer zu diesen Proben bereit. Es wurden zuerst kleine Versuche auf Staatskosten unternommen, um den Leuten zu zeigen, dass auch auf braunem Moor etwas wachsen könnte. Zuerst herrschte unter der Bauernschaft großes Erstaunen, wie die jungen Gräser in dem braunen Torf emporschnossen. Das hatten die am Moor liegenden Ortschaften und Besitzer nämlich nie gedacht, dass dort außer Heide noch Gras wachsen könnte.

Doch dann kam wieder das Misstrauen des Bauern gegen jede Neuerung in der Landwirtschaft zum Vorschein. „Ja, sagten sie, das ist alles schön und gut, wie jetzt nach dem Kunstdünger die Gräser hervorkommen, aber wir wollen doch noch lieber einige Jahre mit dem Kunstdünger warten, denn es könnte ja sein, dass der künstliche Dünger wohl erst fruchtbringend wirkt, dann aber jegliche Kraft dem Erdboden entzieht, so dass nachher nicht einmal mehr Heidekraut wächst. Also warten wir lieber ab.“

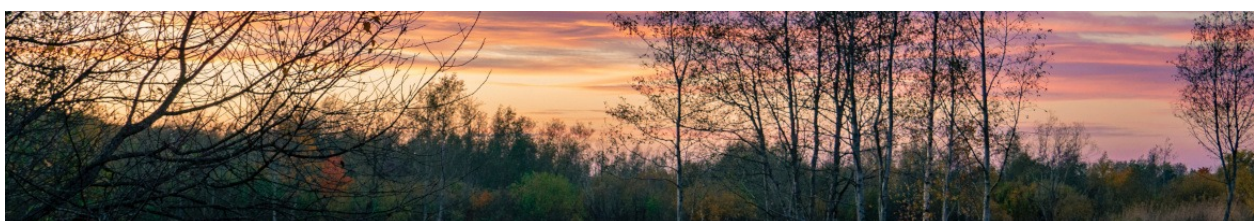


Aber die Regierung ließ nicht locker, denn man ging nun zur Ackerkultur auf Hochmoore über. Und siehe, es gab gute Erfolge. Nun gingen den Bauern endlich die Augen auf, sie fingen an sich für die Sache zu begeistern, und es meldeten sich zu den Versuchen mit Kunstdünger immer mehr Besitzer, so dass die meisten moorliegenden Ortschaften soweit wie möglich mit solchen Versuchen betraut wurden. Den Kunstdünger gab der Staat anfangs kostenlos, die Kultivierungsversuche mussten die Antragsteller machen, aber die Ernten mussten gewogen werden, das war die vom Staate gestellte Bedingung.

Da ich nun in diesen Jahren mit der Verwendung des Kunstdünger vertraut war, übernahm ich im Jahre 1890 auf Veranlassung des Herrn Rohlf's in Strange die Kultivierungsarbeiten von Ödländereien und die Aufsicht über die großen Sand- und Mullwehflächen im Wietings- und Uchter Moor. Die Leitung der Sand- und Mullwehflächen unterstand Herrn Forstrat Deckert, die Kulturarbeiten und Düngeversuche auf Wiesen sowie Getreideanbau Herrn Regierungsrat Brüggemann. Beide Herren hatten ihren Wohnsitz in Hannover.

## Ehemalige Mullwehflächen

Da es in der heutigen Zeit im Wietingsmoor keine Sand- und Mullwehflächen mehr gibt, möchte ich die Entstehung desselben ganz kurz erklären. Diese Sand- und Mullwehflächen waren durch das Abhauen der Heide und durch Weiden der Schafe entstanden.



(An dieser Stelle macht Herr von Lepel folgende Ergänzung handschriftlich in den Uchtmannbericht hinein. „Vor allem aber durch das sogenannte Hochfrieren der kahlen anmoorigen Randmoorflächen (flaches Moor mit Sand abwechselnd) im Winter. Im Sommer trocknen diese Flächen aus, wurden von den Heidschnucken noch lockerer getreten. Etwa von Juni ab fasste dann der über das weite Moor ohne jede Hinderung streifende Weststurm diese losen Massen aus Sand und verkohltem Moortorf bestehend, und trieb sie kilometerweit vor sich her, so dass Brunnen und Höfe verschüttet wurden.)

Diese Flächen, erst wohl klein, nahmen bei stärkeren Winden eine immer größere Ausdehnung an, wodurch die lose, trockene Moor-oder Sandschicht in Bewegung gebracht und kilometerweit getragen wurde, bedeckte die noch grüne Heide und brachte dieselbe zum Absterben. Es gab Flächen ohne jede Vegetation, nur das braune Moor, oder der helle Sand von 800 bis 1.000 Morgen groß.



Wurde nun eine solche Fläche durch Sturm in Bewegung gebracht, verfinsterte sich der Himmel von dem Staube, flog weit über die anliegenden Gehöfte, drang durch die Ritzen der Türen und der Fensterläden, so dass Tische und Stühle mit einer dicken Schicht von Mull bedeckt waren. Es kam soweit, dass die nahe am Moor liegenden Gehöfte in Gefahr kamen, ganz zu verwehen. Dieses ist tatsächlich bei einem Gehöft mit Windmühle in Dörrielohe geschehen. Der Besitzer hat sein Haus und seine Mühle abbrechen müssen und sich neu angesiedelt.

Als ich im Jahre 1891 dieses Grundstück aufforstete und mit Kiefern bepflanzte, meinte der frühere Besitzer, "Sie können mir die im Boden steckengebliebenen Brunnenringe ausgraben." Er zeigte mir die Stelle, wo dieselben sitzen sollten. Und tatsächlich, in einem Meter Tiefe stieß man auf den obersten Ring. So hoch war Hof, Garten und Ackerland überflogen mit Sand. Die Stelle ist heute noch zu zeigen.

• ... hier folgt [Teil 2](#) ... •

## Kultivierungsarbeiten im Moor

Diese Mullwehflächen ohne jede Vegetation wurden mit Heideplaggen oder Wollgraswurzeln bepflanzt, in ein bis zwei Verband Gräben gezogen, die Grabenwälle mit zwei Reihen Birken bepflanzt, um den Winden keinen freien Zutritt zu diesen Flächen zu bieten. Die Kultivierungsarbeiten zur Anlage von Acker und Wiesen der Ödland Flächen gestalteten sich besonders schwierig. Dadurch, dass dieselben in zwei bis fünf Kilometer Entfernung vom Sandboden aus im Hochmoor angelegt worden.



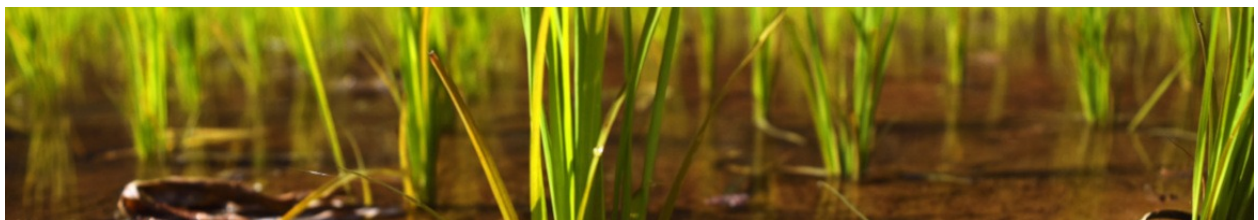


Diese Flächen wurden erst entwässert, dann mit der Hand gehackt, was eine besonders schwere, mühevollere Arbeit war. Die Arbeiter bekamen für ein Ar 1 bis 1,20 Mark für das Hacken, für die Anlage von Entwässerungsgräben pro cbm 8 bis 10 Pfennig, so dass man tüchtig arbeiten musste, um am Tag 3 Mark zu verdienen. Nun möchte ich folgende schwierigen Arbeiten noch kurz schildern.

Nach dem ersten Hacken des Moores wurde der Kunstdünger ausgestreut. Dies war nicht so leicht und bequem, der Kunstdünger wurde mit dem Wagen soweit gefahren, als fester Boden war. Dann wurde derselbe nicht mittels einer Karre transportiert, sondern der Zentnersack wurde auf den Buckel genommen und noch 2 bis 500 Meter nach der Kulturstätte gebracht. Nach dem Ausstreuen des Düngers wurde noch mal gehackt und geeegt, Samen gesät, nochmals geeegt und gewalzt.

## Mühevollere Handarbeiten

Diese Arbeiten wurden nicht von den Pferden, Maschinen oder Motoren, wie heutzutage ausgeführt, sondern alles von Menschenhand gemacht. Sie hackten, zogen die Egge und Walze, denn Pferdeholzschuhe gab es noch keine. Den Pferdebesitzer in der Umgebung konnte man damals pro Tag 100 Mark bieten, sie hätten doch ihren Pferden keine Holzschuhe angezogen. Ich erinnere mich noch eines Falles, wo ich in späterer Zeit den Pferden eines Bauern, der den Dünger zur Kulturstelle fahren musste, Holzschuhe anzuziehen versuchte. Derselbe sagte: „Ziehst du meinen Pferden Schuhe an, werfe ich den Dünger ab und fahre nach Hause!“ Auf meine Bitte hin, er möge dann doch soweit wie irgendwie möglich fahren, tat er es auch.



Zum Unglück kamen wir aber auf eine weiche Stelle, so dass Pferde und Wagen in das Moor sanken und mit großer Mühe herausgebracht wurden. Wie alles in Ordnung war und die Pferde festen Boden hatten, schwor er mir hoch und heilig, nie in seinem Leben würde er für Geld und gute Worte auch nur einen Sack für uns ins Moor fahren.

## Aufsicht über die Moorflächen

Nebenbei hatte ich noch die Aufsicht über das unbefugte Schafweiden, Heidemähen und sonstigen strafbaren Handlungen, in dem vom Staate durch polizeiliche Verfügungen in Schonung gelegten Mull- und Sandwehen, sowie über die neu angepflanzten Festungen.

Diese Aufsicht war besonders schwierig, da die Schonung 27 km Länge und 10 bis 12 km Breite ohne zusammenhängende Flächen an den Rändern des großen Wietingsmoores verstreut lagen. Diese Aufsicht wurde sehr streng gehandhabt, der Herr Forstrat Deckert war nicht der Mann, der die unter schwerer Mühe und Arbeit mit Kosten verbundenen Anlagen durch das unbefugte Weiden der Schafe ruinieren lassen wollte.

So kam es oft vor, dass die in Schonung liegenden Flächen bis nach Ridderade bei Twistringem kontrolliert wurden. Morgens wurde um vier Uhr aufgestanden und man war froh, wenn man abends zwischen 10 und 11 Uhr wieder zu Hause angelangt war. Dabei hatte man keinen gangbaren Weg, sondern man ging in knielanger Heide oder in dem sumpfigen Moore, in dem man bald bei jedem Schritt bis zur Wade einsank.



Durch die Aufsicht über das unbefugte Weiden in den Schonungen und den Aufforstungen zog ich mir die Feindschaft der Schafhalter zu. Bei der Größe der Fläche war es wirklich nicht leicht, die Übeltäter zu fassen, zumal die Besitzer, deren Eigentum am Moore lag, vom Bodenfenster aus ihre Schäfer schützten auf ihren verbotenen Wegen. Sah solch ein Eigentümer von seiner hohen Warte aus mich seiner Herde nähern, so steckte er zur Warnung für seinen Schäfer eine Stange mit einem Lappen aus dem Fenster.

Der Schäfer, das Warnsignal sehend, trieb seine Herde so schnell wie möglich fort, und ich musste oft 4 bis 5 km nachlaufen, bis ich den Schäfer stellen konnte. Manchmal musste ich auch einige 100 m im Graben entlang kriechen, um die Herde ungesehen zu erreichen. Die Übeltäter wurden im ersten Fall mit 25 bis 30 Mark bestraft, im Wiederholungsfalle und je nach dem angerichteten Schaden bis 80 Mark. Da hatte ich, da in manchen Gemeinden noch viele Schafe gehalten wurden, mehr Feinde als Freunde.



Zur Aufsicht des Wietingsmoores kam auch noch die Aufsicht des großen Uchter Moores, wo ich zehn Jahre lang die Dämpfungsarbeiten der Mullwehen ausgeführt habe. Dieses Moor lag zehn km von meinem Wohnort Ströhen entfernt. Da ich in den ersten zehn Jahren noch kein Fahrrad besaß, wurde der zehn km lange Weg zu Fuß gemacht. Um morgens rechtzeitig vor den Arbeitern zur Stelle zu sein, wurde um fünf Uhr fortgegangen und tagsüber tüchtig gearbeitet, abends neun Uhr war ich zu Hause. Die Arbeiten bestanden dort in der Anlegung von Gräben, Birken pflanzen, Heidedeckung und Wollgraspflanzungen.

## Entstehung von Freistatt und Uchtmanns Arbeit dort

(Diese Kapitelüberschrift stammt von Herrn von Lepel)

Es war im Herbst 1898, als Herr Pastor von Bodelschwingh in Bethel bei Bielefeld ein Gelände zur Anlegung einer neuen Arbeiterkolonie suchte, da die Arbeiterkolonie Wilhelmsdorf in der Senne die Arbeitssuchenden (und vor allem die Fürsorgezöglinge) nicht mehr alle unterbringen

konnte. So wurde nun der bereits in Pension gegangene Herr Forstrat Deckert, ein guter Freund des Herrn Pastor von Bodelschwingh, beauftragt, ein solches Gelände auszukundschaften.

Es lag im Plan des Herrn Pastor von Bodelschwingh, wenn irgend möglich, diese neue Arbeiterkolonie in der Provinz Westfalen anzulegen. Um nun ein passendes Gelände auszusuchen, gingen Herr Rolhfs, Strange und meine Wenigkeit nach dem mir bekannten, zwischen Wagenfeld (Kreis Diepholz) und Oppenwehe (Kreis Lübbecke) gelegenen Stemmer Moor. Es wird von der Grenze der beiden Provinzen Hannover und Westfalen durchschnitten. Doch ergab die Besichtigung, dass sich das Moor zu einer Anlage eines landwirtschaftlichen Betriebes nicht eignete, weil durch den frühen Torfstich viele tiefe Löcher entstanden waren und außerdem das Gelände sehr uneben war.

• ... hier folgt [Teil 3](#) ... •

## Standortsuche für die neue Moorkolonie

Durch die dortigen Einwohner wurden wir nun auf die große Drohner Heide bei Dielingen in Westfalen aufmerksam gemacht. Wir lenkten unsere Schritte sogleich dorthin und besprachen mit den dortigen Bauern die Sache. In den nächsten Tagen nahmen wir dann Bodenuntersuchungen vor, welche ergaben, dass der Heideboden sich sehr gut zur Anlage von Wiesen und Ackerland eignete. Es bestand aus lehmigem Sand mit einer guten Humusschicht und hatte dazu den Vorzug, dass dieses Gelände eben war. Nach einer abgehaltenen Versammlung mit der Gemeinde Dielingen wurden jedoch so hohe Preise gefordert, dass unsere Pläne daran scheiterten.



Nun wurde im großen Wietingsmoor Umschau gehalten, zur gleichen Zeit auch Verhandlungen mit der Gemeinde Wehrbleck angebahnt, welche Ödländereien an der Landstraße von Sulingen nach Diepholz liegen hatte. Diese Verhandlungen führten auch bald zum Ziel, so dass drei Besitzer ihre Grundstücke verkauften. Wie nun die übrigen Bauern sahen, dass aus diesen unbenutzt liegenden Grundstücken Geld herauszuschlagen war, ging der Ankauf flott vonstatten. So ist im Winter 1898/99 eine große Fläche in Anstaltsbesitz übergegangen.

Etwas später kam dann noch der Ankauf von Ödländereien im Hochmoor von den Gemeinden Donstorf, Eydelstedt und Dörpel hinzu. Nach einer fast zehnjährigen Dienstzeit beim Staate, verbunden mit vielen Mühen und Strapazen, kam in mir der Gedanke auf, dem Moor auf immer Valet zu sagen, zu gleicher Zeit mich nach einer anderen Beschäftigung umzuschauen.

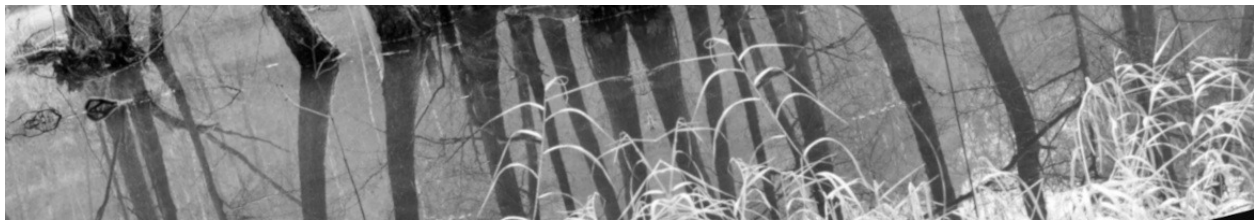
Diese fand ich dann auch bald, indem mir eine Anstellung an der Bahn in Aussicht stand. Wie ich dieses Herrn Forstrat Deckert mitteilte, erwiderte er kurzerhand: „Sie sollen die Arbeiten der



bald in Angriff zu nehmenden Kulturarbeiten auf den von Bodelschwingschen Anstalten neu eingekauften Flächen in die Hand nehmen!“ Ich folgte seinem Rate.

## August Uchtmanns Dienstbeginn

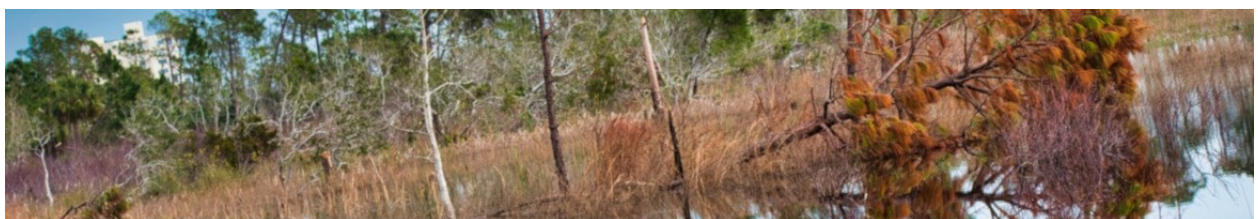
So wurde ich am 9.März 1899 mit der Entwässerung dieser Ödländereien betraut. Doch aller Anfang ist schwer. Die erste schwere Frage, die uns aufkam, bestand darin: Wohin soll entwässert werden? Die Kreisgrenze zwischen Sulingen und Diepholz bildete die Wasserscheide, das ist dort, wo jetzt das Bahngleise ins Moor führt. Westlich desselben gehörte das Wasser nach der kleinen Aue bei Barver, östlich nach der acht km entfernten großen Aue bei Barenburg.



Diese schwierige Aufgabe zu lösen, nach welcher Richtung der Entwässerungskanal anzulegen sei, wurde hierzu vom Bauamt Bethel Bauführer Dreyer bestimmt, welcher seiner Zeit den in Angriff genommenen Neubau unseres jetzigen Erziehungshauses Moorstatt leitete, dessen Grundstein vor einigen Tagen gelegt worden ist. Die Nivellierarbeiten nahmen etwa fünf Wochen in Anspruch und waren ein Stück schwerer Arbeit der ungeheuren Nässe wegen.

Die bis über die Knie reichenden Stiefel liefen oftmals dabei voll Wasser. Auch kam es vor, dass man auf einem alten, überwachsenen Graben geriet und bis an den Leib im Schlamm und Morast sank. Bald war dann die Wasserfrage entschieden. Da das Niveau nach der Barver Aue, die ein Gefälle von sieben m auf drei km Länge aufwies, dagegen nach der großen Aue bis Barenburg von sieben m Gefälle auf acht km Länge, wurde natürlich die kürzere Strecke nach der Barver Aue zur Entwässerung bestimmt.

Doch es wurden uns wiederum dadurch Schwierigkeiten in den Weg gelegt, da die Gemeinde Barver östlich der Kreisgrenze Diepholz-Sulingen nicht aufzunehmen brauchte. Nach langen Verhandlungen, die Herr Forstrat Deckert mit Barver unternahm, führten schließlich zum erwünschten Ziel, dass wir unser Wasser zur Barver Aue hinleiten konnten. Daraufhin wurden nun die Kultivierungsarbeiten im jetzigen [Freistatt](#) in Angriff genommen.



## Erste Kultivierungen im Moor

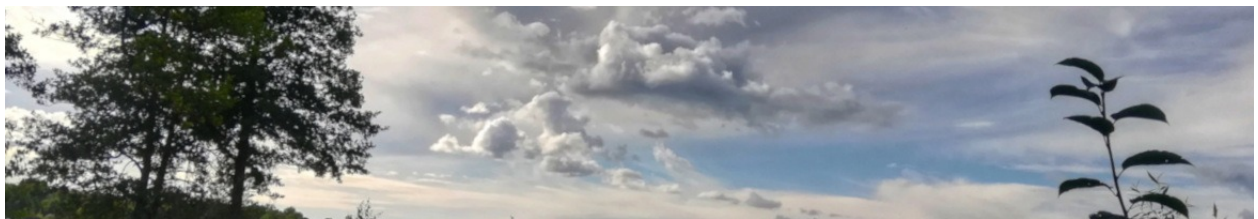
Mit drei Gespannen Pferden und Arbeitern aus Wehrbleck und Barver wurde die Heide umgepflügt, planiert, Kalk- und Kunstdünger gestreut und mit Erbsen und Kartoffeln bestellt,

um für den ersten Anfang etwas Lebensmittel zu gewinnen. Diese Fläche lag westlich des Kirchangens. Nun weiter vorwärts! Von Moorstatt aus zog sich ein großes, tiefes Sumpfgelände bis zur Moorpension, die Breite erstreckte sich vom hiesigen Torfwerk bis zum Bahndamm.

Dieses Sumpfgelände wurde auch in dem heißesten Sommer nicht trocken. Wollte man ins Moor gelangen, musste man seinen Weg über die heutige Moorburg nehmen. Vom heutigen Bahnhof aus wurde nun, um dieses Terrain trocken zu legen, ein drei mtr. breiter und vielleicht zwei bis drei mtr. tiefer Abzugsraben ausgehoben und nach der Barver Aue hingezogen, nach Anlegen dieses Grabens konnte mit dem Kultivieren begonnen werden, um für Moorstatt eine Wiese fertig zu stellen. So wurde im Jahr 1900 schon ein gutes Teil fertig.

## Anfänge der Gemeinde Freistatt

Auch in [Freistatt](#) wurde tüchtig gearbeitet. Die Anlage des Gartens kostete viel Mühe und Arbeit, mussten doch die tiefen Lehmkuhlen, welche sich zur der Zeit dort befanden, mit der Schubkarre voll gekarrt werden, um eine glatte Oberfläche zu erhalten. [Freistatt](#) war selbstverständlich am Anfang noch klein und bestand aus einer Hausmeisterwohnung, einer kleinen Küche, Speisesaal und Aufenthaltsraum für die Brüder von der Landstraße, von denen wir im ersten Winter 20 bis 30 beherbergten.



Im Herbst 1900 wurde dann auch mit dem Bau des Torfwerkes begonnen, um die großen Flächen des Hochmoores nutzbar zu machen. Im Frühling 1901 war unser Torfwerk bereits fertig. Nach Einrichtung desselben aber kam ein starker Sturm, wie es in den großen, kahlen Mooren ja heute noch vorkommt und erfasste den freistehenden Schuppen.

Dieser, einem solchem Element nicht gewachsen, stürzte vollständig in sich zusammen. Natürlich blieb uns nichts Anderes übrig, als nochmals von neuem anzufangen, was sehr viel Zeit erforderte. Zu gleicher Zeit legten wir dann auch einen Weg ins Moor an, unseren jetzigen Schienenstrang. Solange man Sandboden unter sich hatte, ging die Arbeit flott vorwärts. Im nassen, sumpfigen Moor dagegen stellten sich uns bald allerhand Schwierigkeiten in den Weg.

So kam es beim Grabenziehen oft vor, dass, was wir am vorhergehenden Tag geleistet und fertig bekommen hatten, am anderen Morgen durch das Zusammenrutschen der Grabenwände wieder zerstört war. Um diesem Übelstand abzuhelpen, wurden die Gräben ganz flach, etwa 75 cm, ausgehoben und erst nach 3 Wochen die weitere Vertiefung vorgenommen. Auch diese Arbeit war kein besonderes Vergnügen, musste doch, hervorgerufen durch die untere weiche Masse, die Arbeiter und Kolonisten oft bis an die Knie im Schlamm stehen.

• ... hier folgt [Teil 4](#) ... •



## Beginn des Torfstechens

Im März 1901 begannen wir mit dem Torfstechen. Zu diesen Arbeiten wurden, da es bei uns noch an Arbeitskräften mangelte, 86 russisch-polnische Arbeiter und 12 Frauen angenommen, die in den neugebauten Baracken des heutigen Neu-Freistatt ihr Heim fanden. Eine Küche war auch vorhanden, in der ein Herd mit ca. 50 Kochlöchern stand. Diese Kocheinrichtung bestand darin, dass an den Wänden entlang eine mit Ziegelsteinen ausgemauerte Feuereinrichtung hergestellt war, versehen mit je zwei oder vier Kochlöchern gelegt, so dass auf je einer Heizung mit zwei bzw. vier Töpfen gekocht werden konnte.

Des Abends nach getaner Arbeit entstand dann ein reges Leben in diesen Räumen. Da wurden Kartoffeln geschält, hier gebacken und gebraten und dort gekocht, denn auch für den kommenden Tag musste das Essen bereitet werden, da am Tag alles zur Arbeit ging.



Das Torfstechen gestaltete sich anfangs schwierig, die neu gezogenen Gräben konnten, wie ich schon erwähnte, nicht so tief ausgehoben werden, der Saugfähigkeit des Moores wegen und um dem Einstürzen der Gräben vorzubeugen. Da nun der helle sog. **Moortorf** tiefer saß als die Sohlen der Gräben waren, musste man beim tieferen Stechen bis auf den schwarzen Torf, das nicht abfließende Wasser in Eimern herausschöpfen, da ja ein Abfluss nicht vorhanden war.

## Torfsoden in Zahlen

Ich muss heute noch bemerken, dass sich die polnischen Arbeiter hierzu ganz besonders eigneten, denn die meisten stachen noch bei dieser schwierigen Lage 7 bis 9.000 **Soden** pro Tag. Auch die Verarbeitung des Torfes ging am Anfang nicht besonders gut vonstatten. Der Moorboden, noch sehr nass, behinderte das Trocknen der Torfsoden sehr, so dass er oft 2 bis 3 Mal umringelt werden musste.

Zu dieser Arbeit verwandten wir oft die polnischen Frauen, die oft Erstaunliches leisteten. Beim ersten Ringeln, wobei der Torf oft noch nass und schwer war, ringelte eine Frau 20 bis 25.000, bei trockenem 30 bis 35.000 Soden an einem Tage. Beim zweiten Ringeln setzten wir die Ringhaufen 1,50 m hoch, um einen weiteren Abstand derselben und schnelleres Trocknen zu erzielen.



So sind im ersten Jahr ca. 10 Millionen Soden gestochen und verarbeitet worden. Da das Moor durch die wilden Wasserläufe, welche sich durch das abfließende Wasser die langen Jahre

hindurch gebildet hatten und zum Teil davon sehr tief und breit waren, mussten die Flächen auf dem der Torf aufgesetzte werden sollte, erst planiert werden.

All diese Arbeiten sind nur im Akkord gearbeitet worden. Es erhielten die Torfstecher 1 bis 1,25 Mark für 1.000 Soden, für das Ringeln gab es 10 bis 15 Pfg. für 1.000 Soden, in große Mieten bringen 10 Pfg. für 1 cbm. Planierarbeiten bezahlten wir mit 1 Mark pro 100 qm. Um den Torf abfahren zu können, mussten wir als erstes die Wege übersanden. Zu diesem Zwecke wurden Gleise angekauft und auf die noch locker liegenden, durch den Grabenauswurf erhöhten Wege gelegt.



## Wege- und Kanalbau

Kam nun ein solch vollgeladener Sandzug auf den lockeren Moorboden, so versanken Gleis und Bahn, ja es passierte oft, dass ganze Züge umkippten und die Wagen mit den gefüllten Sandkisten bis über die Hälfte im Moor versanken. So musste dann mühsam Zug um Zug neu Sand herbeigeschafft und gekippt werden, um doch wenigstens festen Untergrund zu bekommen.

Es gelang im 1. Sommer solch einen Sanddamm bis zum ersten Durchstich fertig zu stellen. Um den trockenen Torf aus den Torffeldern herbeizuschaffen, legten wir das Nebengeleise noch an den ausgegrabenen Durchstich entlang. Die Wagen mit dem Torf wurden durch Arbeiter bis ans Hauptgleis gefahren und von da aus mit Pferden zum Torfwerk transportiert. Im ersten Jahr war es noch nicht möglich, die Entwässerung im Hochmoor durchzuführen. Besonders der Hauptabzugskanal, der das Wasser von den Durchstichen zur Aue leiten sollte, konnte nicht fertig gestellt werden.

## Verhandlungen mit Eigentümern

Die Folge davon war, dass sich das Wasser, welches in dem Durchstich stand, bis oben an den Rand stand. Mit den Eigentümern von Grundstücken, durch welche der Kanal gelegt werden sollte, musste, um Grund und Boden zu kaufen, erst verhandelt werden. Die Verhandlungen zogen sich 6 Monate im Jahr in die Länge, denn die Bauern waren in dem Glauben, wenn das Wasser aus dem Moor durch ihre Wiesen geleitet wurde, diese überspült und mit Moorschlamm bedeckt wurden.



Bei diesen Verhandlungen, die Herr Forstrat Deckert leitete, kam es oft vor, dass einzelne Interessenten, wenn sie auch vorher der Sache zugestimmt hatten, sich vor der Unterschreibung des Protokolls entfernten. Um zum Ziel zu kommen, mussten wir mit den Verhandlungen dann wieder von neuem beginnen. Endlich kam es dann soweit, dass die Bauern ihre Einwilligung dazu gaben, bis auf einen, welcher sich der Unterschrift weigerte.

Ich wurde nun beauftragt, denselben am anderen Tage aufzusuchen um mit ihm in seiner Wohnung nochmals darüber zu beratschlagen und womöglich auch seine Unterschrift zu erhalten. Als ich aber zu ihm kam, zeigte er mir die Tür. Doch so ohne weiteres ließ ich mich doch nicht ins Bockshorn jagen. Durch vieles Zureden erreichte ich endlich so viel, dass er sein Jawort wohl gab, aber gegen die Unterzeichnung des Protokolls sträubte er sich hartnäckig.

Ob er späterhin den Vertrag unterzeichnete, entzieht sich meiner Kenntnis. Nach all diesen Schwierigkeiten konnten wir nun endgültig mit der Ausführung des Kanals beginnen und wurde im November 1901 in Angriff genommen. Zu diesem Zweck wurde ein Projekt von dem damaligen Landmesser Schmidt aus Sulingen ausgearbeitet, um Tiefe und Breite und die richtige Anlage des Kanals anzugeben. So begann ich dann Ende November mit etwa 20 Kolonisten die Arbeit. In späterer Zeit beschäftigten wir dann dabei 40 bis 50 Mann, um auch schneller mit der Anlage fertig zu werden.

• ... hier folgt [Teil 5](#) ... •

## Im nassen Moor

Da wir vorher nie längere Regenperioden gehabt hatten, und die Aue einen hohen Wasserstand aufwies, staute sich das Wasser auch in den Wiesen, dadurch wurde unsere Arbeit gleich zu Anfang sehr erschwert. Um nun vorwärts zu kommen und das Wasser nach Möglichkeit abzuhalten, mussten wir den ersten Stich, gleich einem Wall, von beiden Seiten des Grabens hinlegen. Das angesammelte Wasser wurde dann mit Eimern und Schöpfern ausgeschöpft. Um nicht den ganzen Tag im Wasser stehen zu müssen. Anfänglich wurde dieser Kanal nicht so breit und nur 1 m tief angelegt und es war diese nasse Strecke nur etwa 300 m lang.

Von hier an stieg das Terrain im eigentlichen Hochmoor und es wurde die Arbeit dadurch wesentlich erleichtert. Bei dem Tieferlegen der Sohle des Grabens gerieten wir aber auf nassen Treibsand, welcher ein nicht zu übersehendes Hindernis war. Um nun schnell zur vorgeschriebenen Tiefe zu gelangen, wurden je zwei Arbeiter nebeneinander gestellt, einer links, der andere rechts, um den Sand oben auf die Böschung zu werfen, wo er von einigen Leuten sofort zurückgeworfen wurde, um den Grabenrand von dem Druck zu entlasten. Hatte man die rechte Tiefe erreicht, schlugen wir sofort Pfähle ein, verbanden letztere mit herangeschafftem Buschwerk.

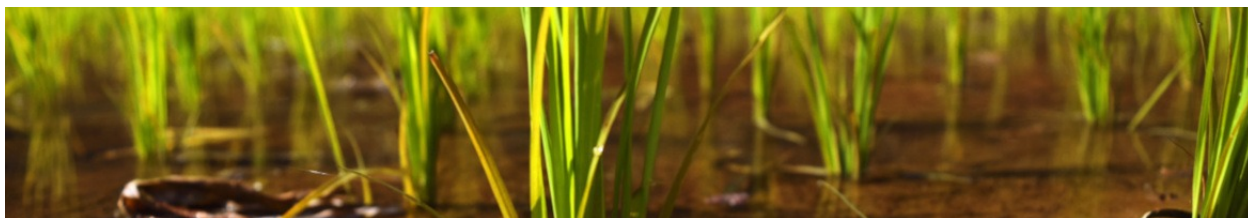




Hinter diesem, so entstandenen Zaun stopfte man große Wollgrasbülte, um das Rutschen des Treibsandes Einhalt tun. Nach dem Fertigstellen des sogenannten Flutwerkes wurde die wieder verschlammte Sohle nochmals ausgehoben, damit die vorgeschriebene Tiefe eingehalten wurde. Begann man am Morgen mit der Arbeit, erhielt jeder Kolonist sein Tagespensum zugeteilt.

Ob nun Regen, Frost oder Schneewetter, dieses Pensum musste im Laufe des Tages oder der Arbeitszeit fertiggestellt werden, denn am anderen Morgen war an ein Fortfahren der Arbeit nicht zu denken, da der Wasserspiegel der Aue bei dem hohen Wasserstand höher war als die Sohle des Kanals. Infolgedessen drängte sich das Wasser bis zur Arbeitsstelle heran. Die Strecke, die im Sandboden zurückgelegt werden musste, betrug 1 km.

In dem Glauben, die schwierigste Stelle nun überwunden zu haben, wurden wir arg enttäuscht. Es sollte noch besser kommen! Am Hochmoor angekommen, ging das Reinrutschen wieder los. (Um diesem vorzubeugen, zogen wir seitlich des Kanals in Abständen von 10 m dann 1 m Breite 1,5 m Tiefe und 5 bis 6 m lange Gräben, sogenannte Eröffnungsgräben. – lt. Anmerkung von Herrn von Lepel)



Diese Eröffnungsgräben entwässerten auch das Moorgelände auf mehrere Meter seitlich des Grabens, so dass sich der schwammige Moortorf dort auch setzte und die Grabenwände nicht auf 2 bis 3 m seitlich abrissen und einstürzten.

Diese Beschäftigung bei der Anlegung des Kanals sind wir 4 Monate lang, Tag für Tag mit nur halbstündiger Mittagspause ohne jeglichen Schutz gegen Wind und Wetter nachgegangen. Ein interessantes Bild steht mir beim Schlusse dieser Arbeit noch heute vor Augen: Als nach Entfernung des letzten hemmenden Dammes, der zwischen Kanal und dem Torfdurchstich wie eine feste Mauer stand, hinter der das Wasser lief, bis oben an den Rand gesammelt hatte, dieses seiner Fessel entledigt, polternd und donnernd in großen Massen aus den 2 km langen, 5 m breiten und 2 m tiefen Torfstich in sein ihm neu vorbereitetes Bett stürzte.

## Beginn der Graben-Arbeiten

Nach Fertigstellung des Kanals wurde dann die Trockenlegung der Torffelder in Angriff genommen. Zu diesem Zwecke wurden in Abständen von 200 m Entfernung Gräben gezogen und die Flächen geebnet und planiert. Auch mit dem Torfstechen wurde wieder begonnen. In diesem Jahre sind die Torfarbeiten größtenteils von unseren Kolonisten ausgeführt worden, mit Ausnahme von 30 russisch-polnischen Arbeitern, die in der Hauptsache mit Torfstechen beschäftigt wurden.



Im Frühjahr 1902 wurde dann auch mit der Gewinnung des schwarzen [Pechtorfes](#) begonnen und zwar mit der sog. Maschine und Presse.

Unsere Hauptsorge war nun das Transportieren der 80 Ztr. schweren [Lokomobile](#) zur Arbeitsstelle, welches auch mit großen Schwierigkeiten verbunden war. Bis an das Moor heran konnte sie wohl mittels Pferden gebracht werden, doch die längste Strecke hatten wir auf dem Moor zurückzulegen. Um nun dem Versinken und evtl. dem Umkippen vorzubeugen, wurde unter die Räder derselben, dreizöllige Bohlen gelegt und auf dieser so entstandenen festen Unterlage die Lokomobile durch Arbeiter auf Vorlagegleisen fortbewegt bis zu den Trockenfeldern. Dort wurde dann ein flacher Bohlenbelag hergestellt, um das Einsinken der Lokomobile zu verhindern.

## Erschwerte Torfförderung

Die Maschine wurde dann hoch gewunden, mit Holzklötzen unterbaut, die Räder abmontiert und auf einen eisernen Rahmen gesetzt, welcher auf seine Vorlagegleise weiterbewegt wurde. Zugleich wurde auch die 20 Ztr. Schwere Torfpresse auf den Rahmen gesetzt und das Ganze mit fortschreitender Torfförderung auf den Schienen noch zwei km bis zur Grenze mittels Hebel durch Arbeiter fortbewegt.

Nun wird sich mancher sagen, das ist doch kein Kunststück, so die Maschine fortzubringen. Aber das Moor war zu der Zeit noch nicht so trocken wie heutzutage, es war damals noch sehr nass, und stellenweise noch so sumpfig, dass die 45 cm breiten und 6 cm dicken Bohlen, welche auf dem Moore unter die Gleisschwellen gelegt werden mussten, den schweren Druck nicht aushalten und tief in das Moor eindrückten.



Ja es kam oft vor, dass die Bohlen und Schienen auf der einen Seite tief ins Moor einsanken, während die anderen obenauf liegen blieb und die Maschine in Gefahr kam umzustürzen. In den weichen Sumpfstellen mussten oft lange dicke Hölzer oder Telegrafentangen gelegt werden, darauf die Bohlen und Schienen, um so über diese Stellen hinwegzukommen.

Die Arbeiter, welche die Bohlen und Schienen hinter der Maschine aufnahmen und vorstreckten, gingen dabei oft bei jedem Schritt bis an die Waden im Morast und Schlamm und konnten oftmals nicht weiterkommen. Nach drei Tagen war dann endlich der schwierige Teil beendet und nun konnte mit dem Ausbaggern begonnen werden. Aber auch hier gab es zunächst Schwierigkeiten.

• ... hier folgt [Teil 6](#) ... •

## Erschwerte Graben-Arbeiten

War nun eine Strecke von 10 bis 20 Meter lang der untere Brenntorf ausgebaggert, so riss der obere helle Moortorf oft bis hinter und neben der Maschine, sogar auch von der anderen Seite des Durchstichs und rutschte so von beiden Seiten in den ausgegrabenen Torfgraben, so dass die **Eliratoren** mit Schlamm und Wasser angefüllt wurden. Das sich schnell ansammelnde Wasser musste dann mittels einer großen Pumpe, welche durch die **Lokomobile** angetrieben, ausgepumpt werden, um die Arbeit fortzusetzen.

Morgens vor Beginn der Arbeit musste oft eine Stunde gepumpt werden. Beim Reinrutschen der Seitenwände geriet die Maschine oft in Gefahr umzustürzen und in den Durchstich zu verschwinden. Wenn am Abend die Arbeit beendet war, kam uns oft der Gedanke, morgen liegt die Maschine im Durchstich, aber glücklicherweise ist es dazu nie gekommen.



Auch das Abfahren des nassen Brauntorfes seitlich von der Torfpresse zum Trocknen war mit allerlei Hindernissen verbunden. Auf den noch wenig entwässerten Torffeldern war das Moor noch nass und sumpfig, so dass die Gleise, auf welche die Etagenloren mit dem auf Torfbrettern liegenden fertigen Brenntorf liefen, ins weiche Moor versanken. Ja oft stürzten alle Loren um und waren dann ein buntes Durcheinander von schlammigen Moordreck, Torfbrettern und Loren. Sollte in solchen Fällen keine Stockung des Betriebes eintreten, so wurde schnell alles beiseite geräumt und die Stellen durch Unterlegen der Gleise mit Brettern oder Heidebulten ausgebessert.

Diese Torfarbeiten wurden alle nur von den Brüdern der Landstraße ausgeführt. Es war nicht so leicht für jeden diese schwere Arbeit auszuführen, waren doch fast alle Berufsklassen vertreten. Kaufmann, Schreiber, Techniker, Schneider, Schuster usw., alles bunt durcheinander, die meisten davon hatten in ihrem Leben nie Moor gesehen.

Sollten nun solche Leute unten bis an die Knie im Sumpf und Dreck stehend, die schwarzen Torfmassen in den Elirator einladen, oder oben die schwarzen Torfbretter von der Presse abnehmen, die Loren schieben usw., dann ging es wohl ein paar Stunden gut, aber allmählich versagten die Kräfte und es ging oft bei bestem Willen nicht mehr.



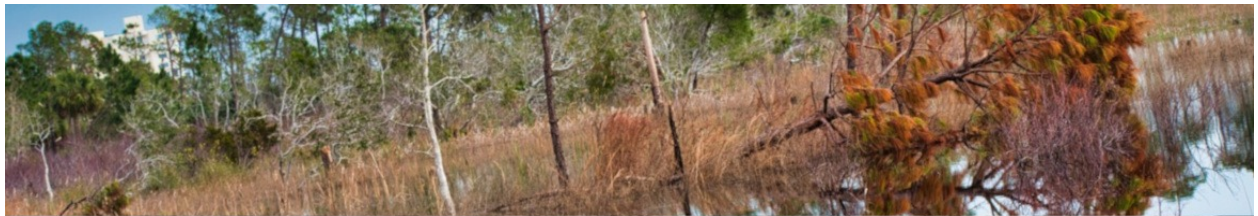


## Messbare Erfolge

Es ist ja ganz natürlich, dass manche Leute nicht arbeiten wollten, aber viele hatten wohl den festen Willen durchzuhalten, aber die Kräfte reichten nicht aus. Oft hab ich ratlos dagestanden, wenn die Leute fortgingen und ich erst neue Kräfte heranholen musste und der ganze Betrieb stockte. Diese Torfarbeiten wurden alle im Akkord ausgeführt. Die Anstalt zahlte für 1.000 Bretter Brenntorf neun Mark. Bei einer durchschnittlichen Tagesleistung von rd. 6.000 Brettern (54 Mark) bei 20 Mann Bedienung, verdiente der Arbeiter 2,70 Mark pro Tag, an Kostgeld wurde den Leuten pro Tag 0,80 Mark angerechnet, so dass dieselben noch einen Barverdienst von 1,90 Mark pro Tag hatten.

In manchen Wochen wurde auch mehr geschafft. Aus meinen Büchern ersehe ich, dass z. Bsp. im Juli und August 42 bis 46.000 Bretter (a Brett 6 Soden) pro Woche geleistet worden sind, 252 bis 272.000 Soden. Die meisten Leute verpflichteten sich, die Torfkampagne durchzuhalten und bekamen noch einen kleinen Zuschlag an Lohn extra bei Beendigung derselben ausgezahlt. So wurde dann der erste Durchstich nach mühevoller Arbeit von 2 km Länge in vier Monaten fertig gestellt. Mit dem Aufhören der Torfmaschine, Torfstechen und Verarbeiten des Torfes gingen die Kolonisten, die den Sommer über geblieben waren, fort, hatten sie sich doch ein schönes Stück Geld verdient und gespart.

Aber bei vielen hat es sich leider nicht lange gehalten, dann war alles verzehrt und vertrunken, bei manchen kaum 14 Tage, dann kamen sie nach hierher zurück, mittellos und zerlumpt, ja manche, die sich neue Anzüge, Schuhe, Uhr und dergleichen angeschafft hatten und noch 100 bis 150 Mark ausgezahlt bekamen, waren nach zwei bis vier Wochen wieder hier und hatten alles versetzt. Es ist vorgekommen, dass einzelne Leute – oft gerade diejenigen bei denen man es sich erhoffte, dass sie von ihrem Laster befreit seien und die auch unter dem Versprechen fortgingen – dann war alles verjubelt und vertrunken.



Manche trieben sich wochenlang in der Umgebung herum, bis die Polizei eingriff und diese armen Menschen ins Gefängnis oder nach hier zurückbrachte. So auch ein früherer Oberlehrer, A. Museboll, ein tüchtiger, fleißiger Arbeiter, auf den ich große Stücke gehalten habe und sicher hoffte, er würde sich draußen halten. So ist es dann den Allermeisten gegangen.

(An dieser Stelle macht Herr v. Lepel folgende Ergänzung handschriftlich in den Uchtmannbericht hinein:

Wie Uchtmann beschrieben hat, wurden die ersten zwei Jahre in [Freistatt](#) mit russisch-polnischen Wanderarbeitern die Entwässerung und der Torfstich betrieben. Diese Ostländer waren bei ihrer schweren Arbeit an reichlich Schnapsgenuss gewöhnt. So kam es, dass der Schnapswagen einer Varreler Gastwirtschaft an den sog. Polenbaracken (heute Moorpension / Neu-Freistatt) hielt, während den sog. Kolonisten in [Freistatt](#) jeder Alkoholgenuss strengstens verboten war. Schließlich ist ja auch eine Anstalts- und Arbeiterkolonie für Arbeitslose und Erziehungsbedürftige nicht dazu da, den Schnaps saufenden polnisch-russischen

Wanderarbeitern zu beschäftigen, wenn auch im Sommer die Zahl der Landstraßenbrüder oft auf bis 1 Zehntel der Winterbesetzung herabsank.)

## Lohn der harten Arbeit

Es konnte vielleicht noch verantwortet werden, die ersten Erschließungsarbeiten mit diesen Wanderarbeitern aus dem Osten zu machen, aber weiterhin musste unbedingt versucht werden, mit den Anstaltsinsassen auch die sommerlichen Torfarbeiten zu bewältigen. Als ich daher im Winter 1902/03 nach [Freistatt](#) kam, schlug ich vor, die Kolonisten auch im Sommer in größerer Anzahl in [Freistatt](#) zu halten durch Entlohnung. Pastor von Bodelschwingh stimmte meinem Vorschlag zu.

Allerdings konnte ich nach meinen damaligen Erfahrungen nicht voraussehen, dass diese haltlosen und heimatlosen und entwurzelten Menschen den ganzen Verdienst im Herbst nach der Auszahlung vertrinken und verschwinden würden. Jedenfalls hat in den späteren Jahren sich gezeigt, dass es möglich war, durch etwas höhere Entlohnung und Auszahlung in Herbergs-Sparmarken mehr Kolonieinsassen auch im Sommer zu halten und alle Arbeiten mit ihnen, den Fürsorgezöglingen und anderen Pflegebefohlenen zu beschicken.



Da sagte sich Vater von Bodelschwingh, so kann es nicht weitergehen, ich wollte den Leuten helfen sich einen kleinen Verdienst zu sparen, und nun vertun sie das Geld sinnloserweise in den Wirtshäusern. Sein Gedanke war der, die Leute sollten sich hier ein kleines Stück Geld verdienen und sparen. Dann wollte er denen, die sich dafür eigneten, ein kleines Häuschen bauen lassen und diese Leute sollten dann hier weiter beschäftigt werden, um sie ganz von der Landstraße fortzuziehen.

Aber sein innigster Wunsch ist leider nicht in Erfüllung gegangen. In den folgenden Jahren wurde nun anders mit dem Verdienst und der Auszahlung verfahren. Diejenigen, die ein Guthaben hatten, erhielten kein bares Geld mehr bei ihrem Abgang, sondern bekamen einen Gutschein, sogenannte Herbergs-Moorscheine. Auf diese Scheine konnten dieselben Teile ihres Guthabens in verschiedenen Wanderherbergen abheben, aber nicht alles in einer Herberge. Damit sollte erreicht werden, dass die Wanderburschen das bare Geld nicht auf einmal in die Hand bekamen, um es wieder zu vertun, sondern es sollte ihnen noch ein Spargroschen in der Not verbleiben.

• ... hier folgt [Teil 7](#) ... •

## Ausbau der Anstalten

Im Jahre 1900 wurde auch mit dem Bau von Wohnungen für die Angestellten begonnen. Zuerst wurde das Haus für den Leiter des Torfwerkes, Herrn Seidel (lt. Zusatz von Herrn von Lepel; meine spätere Dienstwohnung) und ein Gebäude zur Unterbringung für die Gespanne des Torfwerks – sechs Pferde – gebaut (jetzt Wohnungen für Moorarbeiter). Zu gleicher Zeit kamen auch noch zwei Wohnungen links der Landstraße, für den Vorarbeiter Trautwetter und Diakon Duwe hinzu. Meine Wohnung, die im Sommer 1901 gebaut wurde, bezog ich mit meiner Familie am 22. Oktober desselben Jahres.



Beim Einzug wuchs noch die braune Heide rund ums Haus herum. Bei jeder Wohnung wurden etwa zwei Morgen Heideland kultiviert und gedüngt. Da es an Arbeitskräften und Gespannen fehlte, beschaffte ich mir ein Gespann aus Wehrbleck, um die mir zugewiesenen Heideflächen umzupflügen, denn bei meinem Gehalt von 75 Mark im Monat und einer achtköpfigen Familie musste ich sehen, sobald wie möglich die Heide zu kultivieren, um im kommenden Frühjahr wenigstens Kartoffeln und dergleichen pflanzen zu können. Bei dieser Kultivierungsarbeit hat mir mein Schwager aus Wagenfeld tüchtig geholfen. Zum Beispiel hat derselbe den Garten ums Haus herum tief **rigolt** und gegraben.

So wurde dann im Laufe des Winters die 1 ha große Heidefläche und Garten fertiggestellt. Was die kirchlichen Angelegenheiten betrifft, möchte ich dieselben kurz schildern. Im ersten Jahre gingen die Kolonisten und Zöglinge nach Barver zur Kirche. Später hielt Herr Pastor Simon aus Barver in **Freistatt** Gottesdienste ab. Zuerst im Speisesaal, als später Platzmangel eintrat, auf der Scheunendiele (jetzt Dorfplatz unter dem Wasserturm). Dort versammelte sich Sonntagsnachmittag die ganze Gemeinde. Im Herbst 1902 wurde dann mit dem Bau der Moorkirche begonnen.

(Nachtrag von Herrn von Lepel: **Freistatt** gehörte, als Teil der politischen Gemeinde Wehrbleck kirchlich nach Varrel. Der dortige Pastor Naten wurde gebeten, den Anstaltsinsassen einige Bänke in seiner großen, wenig besetzten Kirche einzuräumen. Aber in einer Versammlung der betreffenden Kirchenvorstände sprach sich Pastor Naten dahin aus, dass man diesen verlaust und verkommenden Menschen in seiner Kirche keinen Platz einräumen könne!



Dementsprechend wurde beschlossen. Das Bibelwort von denen „hinter den Hecken und Zäunen“ – die zum Hochzeitsmahl eingeladen werden sollen nach dem Befehl des Herrn – scheint Pastor Naten unbekannt gewesen zu sein. Er hat sich auch in späteren Jahren wenig



freundlich zur christlichen Anstalt gestellt. So bat die Anstalt Pastor Simon, Barver, um seine Dienste.

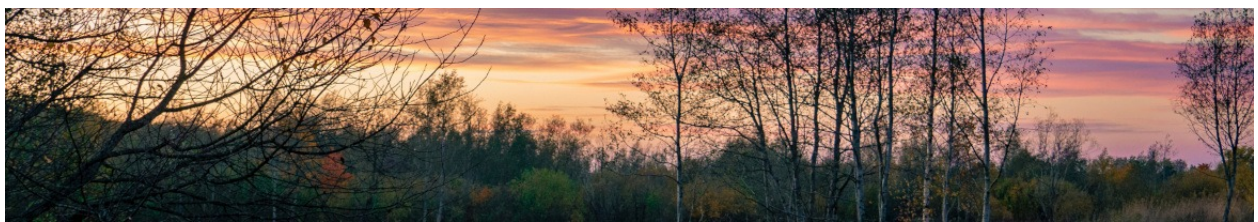
Dieser freundliche und opferwillige Mann bewog seine Gemeinde sofort zur Aufnahme der Anstaltsleute in seine Sonntagskirche. Nachdem dann die Moorkirche gebaut war, wurde [Freistatt](#) so Filiale von Barver und Pastor Simon, der dann etwa 10 Jahre in [Freistatt](#) amtiert hat, bis [Freistatt](#) einen Anstaltsgeistlichen erhielt.

## Der neue landwirtschaftliche Leiter

Die Anlegung der Acker- und Wiesenfelder im Herbst wurde Herr Baron von Lepel von Vater von Bodelschwingh als „Landwirtschaftlicher Leiter“ an die hiesigen Anstalten berufen. Wenn solches auch von verschiedenen Seiten nicht gern gesehen worden ist, hatte Vater von Bodelschwingh doch mit klarem Blick erkannt, dass durch eine solche Leitung die geplanten Arbeiten sich viel einheitlicher und schneller ausführen lassen würden. So wurde dann Herr von Lepel mein Vorgesetzter und ich durfte 12 Jahre mit ihm zusammenarbeiten. An diese Zeit denke ich heute noch oft mit Freuden zurück.

Herr von Lepel verlangte in der Arbeit sehr viel und war streng im Dienst, aber er war dagegen wieder gerecht und liebevoll seinen Mitmenschen gegenüber. Als nun im Winter 1902 und 1903 die Kultivierung des Hochmoores zu Acker und Wiesen beginnen sollte, trat die Frage auf, wie nun die Anlegung der Felder ausgeführt werden sollte. Es war nicht so einfach, wie es sich mancher denkt der heutzutage die schönen Acker- und Wiesenflächen ansieht. Was für Mühe und Arbeit ist doch daran verwendet worden. Viele Abende, bis tief in die Nacht hat Herr von Lepel mit mir zusammen die Sache besprochen und überlegt.

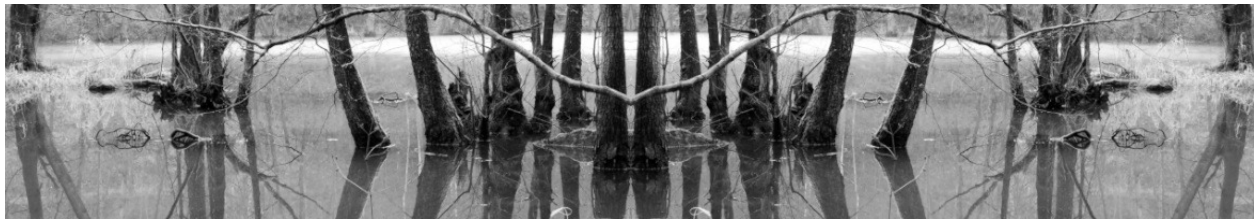
Es ist öfter vorgekommen, dass ich abends 10 Uhr, als ich schon zu Bett war, durch das Telefon zu ihm gerufen wurde, um noch einmal die Sache mit ihm zu besprechen. Diese Besprechungen zogen sich dann oft bis Mitternachtsstunde, ja auch noch darüber hinaus hin. Wenn wir uns in manchen Fällen nicht klar geworden sind, konnte ich sicher damit rechnen, dass Herr von Lepel am anderen Morgen um 5 Uhr, ehe ich zu meiner Arbeit ging, in meine Wohnung kam und mit mir, während ich Kaffee trank, die Sache noch einmal durchsprach.



## Kultivierung des Hochmoores

So konnte dann nach langen Beratungen und Überlegungen mit dem Entwässern und Anlegen der Ackerflächen begonnen werden. Erst wurden die 2 km langen Entwässerungsgräben (sog. Sammelgräben) in 200 m Entfernung ausgehoben und zur besseren Entwässerung des Ackers alle 14 m kleine Grüggen von 0,60 m Breite und 0,70 m Tiefe angelegt. Dann wurde die untere Mooroberfläche, hauptsächlich die Heide-, Wollgras- und Moosblüten mit der Hacke umgehauen und planiert, Kalk- und Kunstdünger gegeben, nochmals gehackt, geeeggt und gewalzt.

Darauf wurde im ersten Jahre Hafer und [Serradella](#) gesät. So sind dann im Frühjahr 1903 ca. 10 Morgen, draußen im weiten Moor hinter den Torflonisten fertig geworden. Diese Arbeiten sind im ersten Jahre alle mit Kolonisten ausgeführt worden, denn Pferde fehlten damals noch und auch die [Pferdeholzschuhe](#) waren nicht so leicht zu beschaffen.



(Ergänzung von Herrn von Lepel: Hier irrt Uchtmann. Wir haben gleich im ersten Jahr auf dem hohen Moor draußen mit Pferden auf Holzschuhen und mit der Scheibenegge gearbeitet. )

So ging es in den folgenden Jahren Schritt für Schritt weiter mit dem Kultivieren des Hochmoores. Im Winter 1903 und Frühjahr 1904 sind 36 Morgen neu kultiviert, in gleicher Weise wie hier vorher angegeben worden ist. Nur mit dem Unterschied, dass nach dem ersten Hacken und Planieren und Ausstreuen des Kunstdüngers die kultivierten Flächen durch Gespanne mit Flügel- und Scheibeneggen bearbeitet, damit die größeren Stücke noch zerrissen und zerkleinert wurden, um ein feineres Saatbeet herzustellen.

Das Bahngleis lag in der Zeit bis an den zweitletzten Torfdurchstich, etwa 600 m von den Kulturfleichen und so musste der Kalk- und Kunstdünger im ersten Jahre mittels Karren, im zweiten Jahre auf Wagen zu den Ackerflächen gebracht werden. Die Wege waren wohl durch die Seitengräben entwässert, aber die durch die Grabenauswurf erhöhte Wege noch lose und locker und nicht übersandet, so dass Pferde und Wagen oft versanken.

• ... hier folgt [Teil 8](#) ... •

Das Ausstreuen des Kunstdüngers wurde im Laufe des Winters ausgeführt, in den Monaten Dezember und Januar. Wenn dann das Moor vom Frost aufgetaut und sich das Schneewasser sich verzogen hatte (Ende Februar bis Anfang März) konnte man mit der Bearbeitung anfangen.

## Erschwerte Arbeit mit Pferdegespannen

Die Bearbeitung der Heukulturen mit den Gespannen gestaltete sich oft schwierig, da die Pferde an die [Holzschuhe](#), welche mit Holzkeilen an Hufeisen festgekeilt wurden, nicht gewöhnt waren, wurden sie unruhig, trampelten von einem Bein auf das andere und traten sich die Holzschuhe aus. Oder war der [Gaul](#) ganz verbiert, schlug er wenn sie Holzschuhe angezogen hatten, hinten aus, so dass die Schuhe hoch in die Luft herumflogen. Hatte nun auf diese Weise so ein Gaul es fertig gebracht, die Schuhe loszubekommen, so versank er auch sofort bis an den Leib im Moor.



Aber das war noch nicht das Schlimmste. Wurden die Gespanne vor die Scheiben- oder [Flüegelegge](#) gespannt, so dass sie schwerer gehen mussten, so versanken dieselben oft mit den Holzschuhen. Oder kam mit den Pferden (da überall die kleinen offenen Abzugsgräben zwischen den 14 m breiten Stücken angelegt waren) nahe an die Grabenböschung, so dass diese rutschten. Dann lag das Pferd in den schmalen 0,70 m tiefen Gräben und zog das oben stehengebliebene Pferd mit hinein. Bei solchen Attacken blieben meistens keine Holzschuhe an den Hufen sitzen.

War nun das Pferd ruhig und blieb liegen, war die Sache nicht weiter schlimm, man half ihm bald auf die Beine, indem man im Liegen die Holzschuhe auszog und festmachte. Wenn das Pferd aber störrisch war und nicht liegenbleiben wollte, was bei den meisten der Fall war, kostete es viel Mühe und Arbeit, die Schuhe wieder anzuziehen. In dem Bestreben wieder auf die Beine zu kommen, war ein solches Pferd oft nicht zu beruhigen und festzuhalten, trotzdem dasselbe bei jedem Sprung vorwärts wieder bis an den Bauch einsank.

Glückte es, dass man den Kopf und Hals auf dem Boden drücken konnte, dann musste das Pferd ruhig liegen bleiben, versuchte aber auch dann wider fortzukommen, so dass oft der, den Kopf festhaltende Mann im Bogen in das weiche Moor lang hinfiel.



In einem solchen Falle hätte ich bald mein Leben eingebüßt. Die Pferde, ein paar junge kräftigere Tiere, seit ein paar Tagen im Moor vor die Egge gespannt, versanken in einer weichen Stelle. Während das eine Pferd fest saß und nicht vorwärts konnte, versuchte das andere weiterzukommen und zog die noch hinter demselben hängende Scheibenegge dem festliegenden Pferde auf den Leib.

In dem Bestreben, das vorwärts strebende Pferd so lange festzuhalten bis es abgedrängt war, kam ich in dem weichen Moor zu Fall und geriet dabei auf dem Rücken liegend direkt unter das Pferd, welches mich tief in das Moor eindrückte, so dass ich nur noch den Kopf frei hatte. Nur noch eine Bewegung des Pferdes um hoch zu kommen, so hätte mich dasselbe mit seinen Hinterfüßen zerstampft, oder mir noch den Kopf tiefer ins Moor gedrückt, denn es lag quer über meinem Körper. Aber es war eine Fügung Gottes, das Pferd lag ruhig und still, aber die umstehenden Leute musste ich erst bitten, mich aus meiner Lage zu befreien (denn sie schienen vollständig bei dem Anblick den Kopf verloren zu haben) was dann auch glücklich gelang.

Mehrere Reserveholzschuhe mussten für die Pferde bereitgehalten immer auf den Ackergeräten mitgeführt werden, um jederzeit bei der Hand zu sein. Denn meistens steckten die Pferde-



schuhe, wenn die Pferde einsanken, 0,80 bis 1,00 m tief im Moor und mussten dann später gesucht und ausgegraben werden. Dann wurden den Pferden die Reserveschuhe angezogen, um dieselben nicht so lange auf dem Boden liegen zu lassen, denn ohne Schuhe waren sie nicht auf die Beine zu bringen.



Es ist vorgekommen, dass die Hufeisen, welche die Schuhe festhielten, losrissen und so Eisen und Hufe im Moor stecken geblieben sind. Kam ein solcher Fall vor, dann hatten wir besonders konstruierte Schuhe, welche mit Lederriemen um die Fessel der Pferde festgeschnallt wurden. Dieselben hatten den Nachteil, dass beim langen Gehen und Arbeiten der Riemen die Fessel wund scheuerte.

In den ersten zwei Jahren, als die bearbeitende Fläche noch kleiner war, wurde man bald mit der Bestellung fertig. Später jedoch, als mehrere Gespanne herangezogen werden mussten (denn im Jahre 1905 waren 132, 1906: 352 und 1908 sogar 568 Morgen kultiviert worden), wurde die Sache noch etwas schwieriger. Und so arbeiteten im Frühjahr meistens vier bis fünf Gespanne auf dem Moor.

Es ist vorgekommen, dass ich und der Vorarbeiter Langefeld mehrere Tage nichts tun konnten, als nur Pferden, welche eingesunken waren, heraus zu helfen. Bei diesen Arbeiten sehen Menschen und Tiere aus, als wenn sie sich im Moordreck herumgewälzt hätten. Hatte man zum Beispiel hier ein Gespann glücklich aus dem Moor heraus und sah sich nach dem anderen Gespann um, lagen dort schon ein oder wenn es gut ging, auch zwei Gespanne fest.



Am schlimmsten war es im Frühjahr, wenn es noch nasse uns kalte Tage gab. Lagen dann die Pferde fest, wurden dieselben steif und froren und waren dann schwer wieder auf die Beine zu bringen. Bei den älteren Kulturen, die ein paar Jahre entwässert waren, boten sich keine Schwierigkeiten in der vorher geschilderten Weise dar.

## Drainagearbeiten

Manchen Kummer verursachten noch immer die zwischen den einzelnen Stücken liegenden offenen kleinen Abzugsgräben, nicht nur, dass die Pferde hinfielen, sondern dieselben mussten jedes Jahr von dem Moorschlamm gereinigt werden. Und es wurde in Erwägung gezogen, ob man mit der Drainierung beginnen sollte. Es kamen dabei zwei Fragen in Betracht: Röhren oder Holzstangendrainage. Welche von den beiden den Vorzug hatte, musste der Zukunft überlassen

bleiben, da bis zu dieser Zeit von der Moorstation Bremen nur kleinere Versuche damit ausgeführt waren.

Diese Drainagearbeiten waren nicht so einfach in dem weichen Moor auszuführen. Mussten doch Rohre und Kiefernholzstangen (letztere wurden etwa 5 bis 7 armdicken Holzstangen in ein Bündel mit Draht zusammengebunden) in Heide eingebettet werden, um das Tiefer sinken in dem weichen Moor zu verhindern.

• ... hier folgt [Teil 9](#) ... •

## Weitere Drainage-Arbeiten

Die Heide wurde, nachdem der Graben ausgehoben war, ganz gleichmäßig auf der Sohle verteilt und fest getreten. Dann wurde eine lange Holzstange genommen, acht bis zwölf Rohre darauf gesteckt, die Stange mit den Röhren auf die im Graben festgestampfte Heide gelegt, mit Heide überdeckt und gleichmäßig fest getreten, darüber etwas Moorboden und nochmals angetreten.

Nun konnte man die Stange aus den sich fest gelagerten Röhren herausnehmen. Das Legen der vier bis sechs langen Holzstangenbündel ging flotter vonstatten. Man legte diese auf die fest angetretene Heide, schob die Enden etwas ineinander, deckte das Ganze nochmals mit Heide ab, und der Graben konnte wieder angefüllt werden. Auf diese Weise ist dann ein kleiner Versuch von vier Morgen gemacht worden.



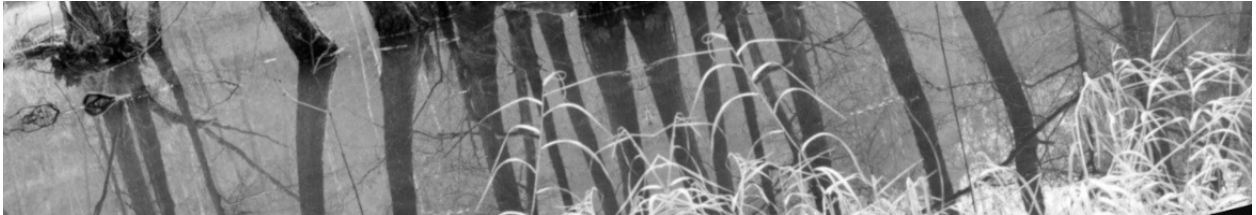
## Eine „Schwedische“ Drainageart

Im Jahre 1905 erklärte uns ein Herr aus Schweden (er war auf seiner Reise auch nach [Freistatt](#) gekommen, um die hier bei uns angelegten Moorkulturen zu besichtigen), die Methode einer Moordrainage, welche derselbe auf seinem in Schweden liegenden landwirtschaftlichen Moorbetrieb eingeführt hatte. Diese Drainage wurde folgendermaßen ausgeführt, der obere Graben wurde 1 m breit und 0,60 bis 0,70 m tief ausgehoben. In der Mitte des ausgehobenen Grabens wurde noch eine kleine Grügge 0,30 m breit und tief ausgehoben, so dass man an beiden Seiten des Grabens eine Wand von 0,35 m stehen blieb. Nach etwa acht Tagen, wenn der Graben trocken und fest geworden war, konnte er zugedeckt werden.

Diese wurde in folgender Weise ausgeführt: Es wurden von den Heideflächen, die ja genügend vorhanden waren, 1 m lange, 0,30 m breite und 0,20 m dicke feste Heiderasen losgestochen, mit einer Karre zum Graben geschafft und auf beiden 0,35 m starken Seitenwände quer über die 30x30 cm Grüggen gelegt. Dadurch entstand unter den überdeckten Heidesoden eine Öffnung

von 30x30cm und das sich sammelnde Wasser konnte abfließen und der Graben angelegt werden. Auch hier in [Freistatt](#) sind einige Gräben auf diese Weise angelegt worden.

Für diese Art der Drainage habe ich mich nie interessieren können, denn erstens war es eine schwere mühevoll Arbeit, die kolossalen langen dicken Heidesoden in den Graben zu legen, denn bei der geringsten Ungeschicklichkeit des Arbeiters brachen dieselben durch. Wie leicht war es zweitens möglich, dass die überdeckten Soden über der 30x30cm Öffnung durchbrechen konnten! Und war es auch nur ein winziger Soden, so war der Graben verstopft. Drittens waren dann die Herstellungskosten ziemlich hoch, der lfd. m 0,60 bis 0,70 Pfg. Im Freistätter Moor war diese Art der Drainage auch nicht von langer Dauer. Und ob in Schweden diese Art sich bewährt hat, entzieht sich meiner Kenntnis.

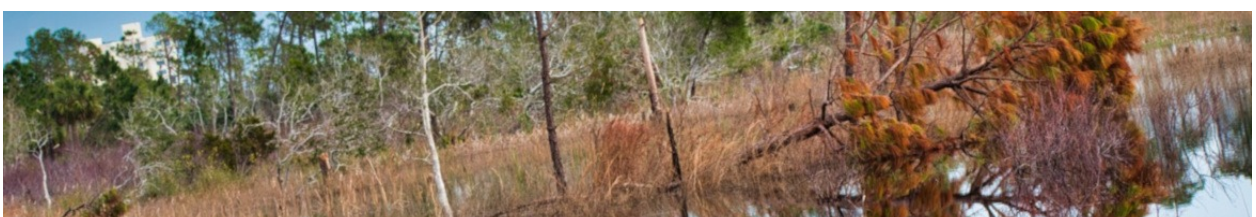


## Die Freistätter Klappdrainage

Wie ich nun eines Tages bei dieser schwedischen Drainage beschäftigt war, und die Arbeiten dabei so langsam fortschreiten sah, kam mir plötzlich ein Gedanke. Ich hatte früher in meiner Heimat gesehen, wie ein alter praktischer Bauer sich auf seinem Torfgrundstück über einen Abzugsgraben eine Brücke baute in der Weise etwa, wie wir jetzt unsere Klappgräben herstellten. Wenn man, so dachte ich, den kleinen mittleren Graben noch 30 bis 40 cm vertiefen und dann die beiden noch stehenden Seitenwände an der Böschung mit einem Torfmesser abschneiden würde, so könnte man die beiden Wände in der Mitte zusammendrücken.

Es müsste dann immer noch ein Abzugskanal für das Wasser unten bleiben und die Erdschicht müsste dann auch imstande sein, den Druck schwerer Gespanne auszuhalten. Diesem Gedanken folgte auch gleich die Tat. Und siehe, es glückte! Als Herr von Lepel zur Arbeitsstelle kam und ich ihm die neue Erfindung erklärte, meinte er: „Über solche Gräben wollen sie mit Pferd und Wagen fahren, worüber noch nicht einmal ein Mensch gehen kann?“ So setzte er also zuerst Zweifel an meinen Gedanken.

(Nachtrag von Herrn Lepel: Hier ist dem guten Uchtmann betreffs Entstehung der Freistätter Klappdrainage ein verständlicher und verzeihlicher Erinnerungsfehler unterlaufen – siehe anl. Ausführungen von mir (die aber nicht mehr vorhanden sind) – Uchtmann erzählte mir von dem Brückenbau eines Bauern im Moor, mit Abstecken und Zusammenklappen der Grabenböschungen. Nach Tagen und Wochen fiel mir ein, dass sich auch Drainagen machen lassen mussten: ich zeichnete dies Uchtmann morgens auf mit der Anweisung sofort einen Versuch zu machen)“



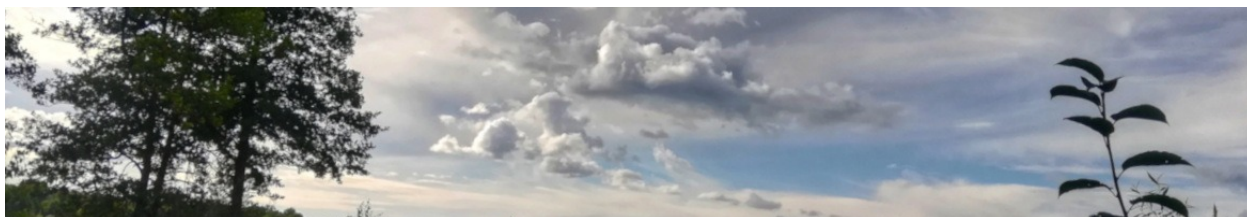


Nach langen Beratungen musste ich ihm noch einen weiteren Versuch vorführen. Zu diesem Zwecke zog ich in einer ganz sumpfigen Stelle einen Graben von etwa 100 m Länge. Geling es an dieser sumpfigen Stelle die Drainage auszuführen und bewährte sie sich, so konnte man sicher sein, dass sich die Sache auch dann an jeder anderen Stelle durchführen ließ.

Diese Arbeiten wurden nun folgendermaßen ausgeführt. Der obere Graben wurde 1,20 m breit und 0,60 m tief ausgehoben, dann in der Mitte des ausgehobenen Grabens ein kleiner Graben 0,35 m breit und 0,70 m tief angelegt, so dass die Wände an beiden Seiten je 0,42 m stark blieben. Wegen der Nässe und des Schlamms des Moores konnte der kleinere Graben nicht gleich in seiner ganzen Tiefe ausgehoben werden. Der erste Stich von 0,30 m wurde beim Ausheben des oberen Grabens gleich mit ausgehoben.

Nach drei bis fünf Tagen, wenn der angelegte Graben entwässert war, konnte an die Tieferlegung des mittleren Grabens auf 0,70 m herangegangen werden. Nach einer Zeit von etwa acht Tagen, wenn der Graben genügend entwässert und fest geworden war, konnte mit dem Zusammendrücken der beiden Seitenwände begonnen werden.

Dies geschah in folgender Weise: Auf die an den Seiten stehengebliebenen Wände stellten sich zwei kräftige Leute und schnitten mit einem Torfmesser von 0,70 m Länge die Wände in der Dicke von 0,40 m los. In den so entstandenen 0,70 m tiefen Schnitt, welcher so tief ausgeführt werden musste, wie der kleine Graben (Grügge genannt) angelegt war, steckte man auf beiden Seiten je ein sogenanntes Klappbrett, welches oben mit einem Handgriff versehen war. Es war oben vier cm dick und verjüngte sich nach unten bis auf 0,5 cm Stärke bei 1 m Länge und 0,25 m Breite.



Nun wurden die Klappbretter an ihren obere Enden zusammengedrückt, was zur Folge hatte, dass die Wände über der Mitte des kleineren Grabens zusammengedrückt wurden. Die nun entstandene Öffnung hinter der nun zugedrückten Wand wurde mit Moor ausgefüllt und dieses fest getreten, damit die Wand mehr zusammengepresst wurde. So entstand dann eine Öffnung in der Form eines Dreiecks in der Größe unten auf der Sohle 35 cm breit und 40 cm hoch. Nachdem schon zwei Meter weiter mit derselben Arbeit von neuem begonnen wurde, bis der ganze Graben geklappt war. Der zugeklappte Graben wurde hierauf mit der ausgehobenen Moorerde zugefüllt und fest getreten, Nach etwa drei Wochen war dieser Versuchsgraben so fest und trocken geworden, dass man ohne weiteres mit Pferden und Wagen darüberfahren konnte.

Als nun Herr von Lepel sich überzeugt hatte, dass diese Art der Drainage sich bewährte, wurden alle verfügbaren Arbeitskräfte zu dieser Arbeit herangezogen. In den Jahren 1906 bis 1908 sind dann die ganzen kultivierten Ackerflächen von 568 Morgen und der größte Teil der Torftrockenfelder drainiert worden.

• ... hier folgt [Teil 10](#) ... •

## Fortschritte der Drainagearbeiten

Da in den Ackern und Wiesen eine Drainage zwei Monate(?) entwässerte, betrug die Länge der Drainage bei 568 Morgen 56.800 lfd. Meter. In den Torffeldern waren drei Trockenfelder vollständig fertig drainiert, in ein Trockenfeld von zwei km Länge sind 50 Gräben a 200 m lang = 150 Gräben x 200 m = 30.000 lfd. Meter, so dass eine Gesamtlänge der Drainage von rund 87.000 lfd. Meter in den bevorstehenden Jahren hergestellt worden sind.

Hierzu kommt noch die Drainierung der Weide östlich der Moorgrenze (da der Torf nicht tief stand), mit Holzstangen hergestellt worden ist. Auch die jetzige Weide an der Bahn für Moorstatt ist mit Röhren ausgeführt worden. Bei der Umlagerung der Moorklappdrainage ist viel Arbeitskraft und Kapital für Anschaffung der Röhren und Holzstangen gespart worden. Zum Beispiel brauchte keine Heide abgehauen und herangefahren werden, sowie auch die Heranschaffung der Röhren vom Bahnhof Varrel bis zur Arbeitsstelle. Auch die Holzstangen mussten von auswärts bezogen werden. Nur dadurch ist es möglich geworden, dass in der kurzen Zeit so große Flächen zu entwässern und zu drainieren waren.



Von anderer Seite und auch von der Moorversuchsstation Bremen ist der Moorklappdrainage mit Misstrauen begegnet worden, und ich glaube, dass dieses Misstrauen auch heute noch nicht ganz beseitigt ist. Kamen doch viele Besuche von auswärtigen Herren, welche unsere Klappdrainage besichtigten, die sich heute noch nicht erklären können, dass man mit unseren 80 bis 100 Ztr. schweren Motoren darüber hinweg fahren kann, ohne dass diese zusammengedrückt werden. Und doch ist solches nicht der Fall.

Bei mehreren alten Gräben habe ich in letzter Zeit Untersuchungen vorgenommen, um zu sehen, wie sich die Drainage in den langen Jahren gehalten hat. Die Öffnungen sind wohl etwas kleiner geworden, aber die zusammengeklappten Wände stehen heute noch ebenso wie vor zwanzig Jahren.

## Ausstellungsstück „Moorballen einer Klappdrainage“

Um die Art dieser Drainage auch anderen Moorgegenden zugänglich zu machen, wurde ein großer Moorballen in einem Stück von 1 m dick und 1,5 m breit und 1,5 m hoch aus dem Moor gestochen und in diesem Ballen die Drainage vollständig ausgearbeitet und dargestellt, um dann auf der großen Landwirtschaftlichen Ausstellung in Berlin, wo als Preis die Anstalt eine bronzene Medaille erhielt und in den späteren Jahren auch in Hannover ausgestellt wurde. In den ersten Jahren ist auch ein solcher Ballen nach einer Moorausstellung nach Schweden gesandt worden. Der einzelne Ballen wog mit Holzverkleidung 20 bis 23 Zentner.



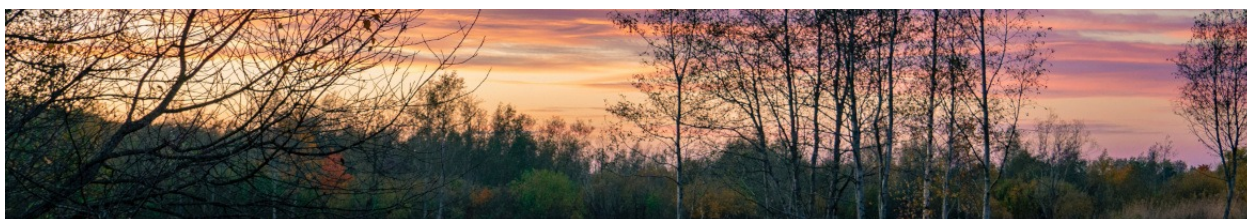
## Pioniere der Moorkultivierung

Bei all diesen Arbeiten haben mir in den ersten Jahren der Diakon (jetzige Hausvater) Böningk und die Moorarbeiter Langefeld, Herrmann, Grewe, Dörheide, Böcker und Friedel Siebold als Eleven treulich mitgeholfen. Besonders meine Freunde Langefeld und Grewe, die sich keiner Mühe scheuten und die Strapazen sechs und acht Jahre mitgemacht haben. In späteren Jahren kamen dann noch die Vorarbeiter Keller, welcher bis zum Anfang des Krieges hier war, und dann Grothaus hinzu.

Außerdem haben mir noch treulich zur Seite gestanden die Eleven Volland, ein Bruder des Herrn Dr. Volland in Bethel, Meyer aus Karlsruhe, die beiden Gebrüder Petersen aus Hamburg und viele andere, deren Namen mir jetzt unbekannt sind. Nach dem Kriege sind dann an Stelle der alten Mitarbeiter neue getreten, so die Herren Barmhold, Hesperheide und meine beiden Söhne Fritz und Carl.

## Fortschreitende Kultivierung der ehemaligen Moorflächen

Die Bearbeitung der Ackerflächen wurde nach dem Drainieren ganz bedeutend erleichtert, man konnte mit den Gespannen überall hinkommen, denn die kleineren offenen Gräben waren verschwunden und zugepflügt worden und boten nun kein Hindernis mehr. Auch die Entwässerung und Festigkeit des Moores wurde durch die Tieferlegung der Drainage (1,30 m tief) eine ganz andere, als bei den nur 0,70 m tiefen offenen Gräben. Es gab immer noch weiche Stellen – und gibt sie heute noch wo die Pferde einsanken, aber doch nicht in dem Maße wie in den ersten Jahren.



Wenn ich in stillen Stunden an die ersten Arbeitsjahre zurückdenke – wo man Tag für Tag mit Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, wo ich damals kaum mit langen Wasserstiefeln gehen konnte und in dieser stillen Einöde kaum ein lebendes Wesen zu sehen war, als wenn eine Heidelerche zum Himmel emporstieg und ihr Lied erschallen ließ – jetzt die großen Acker- und Wiesenflächen überblicke, wo heutzutage die Motoren knattern, welche die Flächen bearbeiten und die großen Rinderherden weiden, oder sich behaglich im Grase liegen sehe, kommt mir oft der Gedanke, wie war es möglich, dass alles in so kurzer Zeit aus dieser Einöde und unfruchtbaren Moor grünende Wiesen und Äcker hergestellt werden konnten.



Und wie viele Anlegung und Übersandung der Zufuhrwege zu den Ackerflächen in den Torftrockenfeldern. War doch bis 1909 der fünf km lange Hauptweg mit Gleisen bis [Heimstatt](#) bereits fertig geworden und übersandet. Die Abführungen in den Trockenfeldern in den ersten bis drei Jahren wurden nach dem Ausheben der Gräben und Planieren mit dem, in den Torffeldern abgehauenen Heidekraut überdeckt, und darauf die Gleise gelegt um eine feste Unterlage herzustellen, um so das Einsinken der Gleise zu verhindern. Nur auf diese Weise war es möglich, ohne Übersandung mit Pferden den Torf abzufahren. Später wurden auch diese Wege übersandet.

Der zu verwendende Kunstdünger und Mergel mussten in den ersten Jahren mit der Hand ausgestreut werden, denn in dem weichen Moor war es nicht möglich dazu eine Kunstdüngerstreumaschine zu verwenden. Auch diese Arbeiten will ich noch ganz kurz schildern und mit welchen Schwierigkeiten auch hier zu kämpfen war. Sanken doch die Arbeiter, welche die 1 Zentner schweren Tüten auf die Ackerflächen trugen, bei jedem Schritt bis an die Waden ein, auch bei denen, welche den Dünger oder Mergel austreuten, ging es nicht besser, mussten doch die mit ihrem, vor dem Leib hängenden Sähkästen den ganzen Tag in dem weichen Moor gehen.



Bei Frostwetter aber, wenn das Moor gefroren war, war es so glatt und rutschig, dass die Leute oft mit Säcken und Sähkästen hinfielen. Mit diesen 10 Männern wurden trotzdem noch 35 bis 40 Mrg. oder 200 Zentner Dünger täglich ausgestreut. Da das Hochmoor arm an Nährstoffen ist, so musste dem Boden, da in den ersten Jahren kein Stallmist vorhanden war, zum Wachstum der Pflanzen genügend künstlicher Dünger zugeführt werden.

An Dünger ist in den ersten Jahren gegeben worden pro Morgen zwei Zentner 40% Kalisalz und drei Zentner Thomasmehl, dann als Stickstoffzugabe in Form von  $\frac{1}{2}$  bis  $\frac{3}{4}$  Zentner Chilesalpeter und im ersten Jahr nach der Kultivierung 20 Zentner Mergel. Herr von Lepel ging von dem Standpunkt aus, dass, wenn gut gedüngt, auch eine gute Ernte zu erzielen war. Viele Versuche mit Kunstdünger haben uns gezeigt, dass die Rentabilität bei einer guten Düngung höher war, als bei einer schwachen.

In den ersten zwei oder drei Jahren bauten wir sogenannten Moorroggen, welcher einen Ertrag von acht Zentnern pro Morgen brachte, gingen aber zu Pethuserroggen über, denn der Körnerertrag war höher und das Stroh fester, so dass nicht so leicht Lagerstellen entstanden und 10 bis 12 Zentner Körner pro Morgen brachten.

• ... hier folgt [Teil 11](#) ... •

## Landwirtschaftliche Erfolge

Im ersten Anbaujahr entwickelte sich der Pethuserroggen, welcher auf besseren Boden gewachsen, nicht so gut, da sich derselbe auf dem Moorboden erst akklimatisieren musste. Erst vom dritten Jahre ab wurde der Bestand ein besserer. Deshalb machte ich meinen Versuch mit Ährenauslese und wir hatten damit einen sehr guten Erfolg. Von 22 Pfund so gewonnenen Roggen wurde 1 Morgen mit einer kleinen Handdrillmaschine (die Rechen 25 cm weit) eingedrillt. Dieser dünn gedrillte Roggen bestockte sich derart, dass von einem Samenkorn 15 bis 20 einzelne, ja sogar 30 bis 33 gut ausgewachsene Halme zum Vorschein kamen.

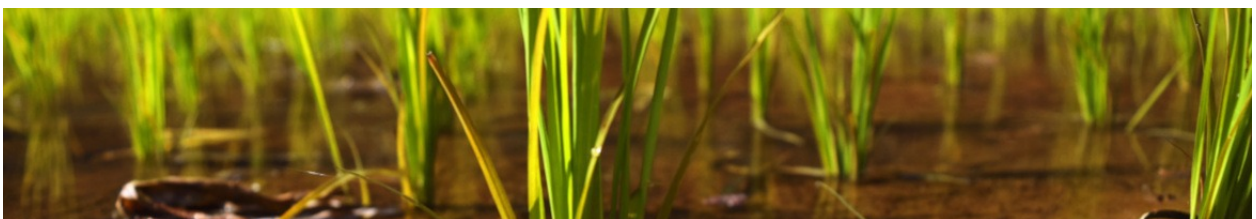
Der Körnerertrag betrug 8,5 Zentner von diesem Morgen. Nach sorgfältiger Reinigung verblieben noch 6 Zentner gutes Getreide. Dieses wurde nun auf 10 Morgen ausgestreut und brachte im folgenden Jahre eine Ernte von 170 Zentner Getreide. Dieser Versuch zeigte, dass mit dem Ausschneiden des Eliteroggen unbedingt eine größere Ernte zu erzielen war. Nach dieser Methode wurde nun immer weiter gehandelt und dadurch erzielt, dass in den nächsten Jahren kein neues Saatgut angekauft werden brauchte.



Vom Hafer hat sich bis jetzt nur der schwarze Moorhafer bewährt, welcher einen Ertrag von 8 bis 10 Zentner pro Morgen liefert. Viele Sorten die angebaut worden sind, haben sich einbürgern können, z. B. Goldregenhafer, gelber Gebirgshafer, Petkuser gelben und viele andere Sorten haben sich auf Hochmoorboden nicht bewährt. Manche Sorten standen im ersten Jahr ziemlich gut, versagten aber im zweiten Versuchsjahr vollständig.

Die Kartoffeln wurden in den ersten Jahren auch nur mit Kunstdünger gedüngt, da, wie angegeben, bei dem geringen Viehbestand kein Stallmist vorhanden war. Es wurden Erträge von 80 bis 100 Zentner pro Morgen, je nach Sorte, erzielt. Die höchsten Erträge lieferte der Bruce zu der Zeit. Als dann später der Rinder- und Schweinebestand sich vermehrte, wurden die Kartoffeln mit Stallung und Kunstdünger gedüngt und die Erträge steigerten sich auf 100 bis 150 Zentner je nach Sorte der Kartoffeln.

Die Fruchtfolge gestaltete sich folgendermaßen: Nach der Kultivierung erstens Hafer mit Seradella, zweitens Kartoffeln, drittens Roggen und im vierten Jahr wieder Hafer. Und so vollzog sich die Fruchtfolge wieder in derselben Weise, so dass alle drei Jahre zu den Kartoffeln Stallmist gegeben wurde.



## Wiesen und Weiden

Die Anlegung der Wiesen und Weiden gestaltete sich wie beim Ackerland. Das Moor wurde geharkt und gut durchplaniert und drainiert, im Frühjahr gedüngt und bearbeitet, dann 25 bis 30 Pfund Hafer pro Morgen als Überfrucht gesät, eingeeget und damit der Boden fest wurde, mit einer schweren Walze gewalzt, dann Klee und Gräser ausgesät und nochmals festgewalzt, dann gab es im zweiten Jahr zwei gut Schnitt Gras zu Heu.

Da das Moor bekanntlich im Winter durch den Frost hochfriert, lose und locker wird, müssen die Wiesen und Weiden jedes Frühjahr, um den Boden und Pflanzen die nötige Festigkeit zu geben, mit einer schweren Walze dichtgewalzt werden. Da in den Sommermonaten bei mangelnden Regen das Moor sehr leicht trocken wird, müssen um den Pflanzen die nötige Feuchtigkeit zuzuführen, im Frühjahr, Ende März oder Anfang April, je nach Feuchtigkeit des Bodens, die Abzugsgräben gestaut werden, um damit zu erreichen, dass die Feuchtigkeit in dem Boden gehalten und auch die Höhe des Wasserstandes genau geregelt werden konnte.

## Arbeitsbedingungen

Nun möchte ich einen kurzen Überblick über unsere Unterkunftsmöglichkeiten in den ersten Jahren draußen im Moor geben, Weil noch keine Unterakunftsuden, oder dergleichen vorhanden waren, mussten wir vier Jahre lang mit den Leuten auf freiem Feld kampieren. Den einzigen Schutz gegen Wind und Wetter boten uns, wenn welche da waren, höchstens nur die großen Torfmieten. Ob das Wetter nun gut, regnerisch und kalt, bei Frost und Hitze, im Sommer und im Winter, es wurde in Gottes freier Natur gearbeitet und auch gegessen. Manchmal gab es dann auch eine kleine Zugabe in den Teller in der Form von Regen oder auch Schnee.

Im Winter wurden oft die Finger beim Essen so steif, dass man den Löffel kaum noch halten konnte. Es wurden dann zwei große Zelte für je 40 Mann Unterkunft gekauft, wie waren wir damals froh und glücklich, wenigstens ein Dach über dem Kopf zu haben, um vor den Unbilden des Wetters geschützt zu sein. Bis die Zelte dann auch den Weg alles Irdischen gegangen sind. Es wurden nun Versuche mit dem Bau von transportablen Holzbuden abgestellt.



Diese Buden waren acht m lang und 4 m breit und zerlegbar und hatten den Vorzug, durch Abnehmen des Daches und Auseinandernehmen der Wände, die einzelnen Teile leicht von einer fertigen Arbeitsstelle auf die neue zu schaffen und dort wiederaufzubauen. Am Anfang wurden zwei solcher fertiggestellt, reichten aber bei weitem für eine Unterkunft nicht aus, mussten doch auch die Gespanne in der Mittagspause darin untergebracht werden. Und so suchten Menschen und Pferde bei schlechtem Wetter und auch in der Mittagspause soweit wie möglich zusammen Unterkunft.

Nachdem sich diese Holzbuden bewährten, wurde mit dem Bau mehrerer solcher Buden fortgefahen und überall in den Torf- und Ackerfeldern hingestellt. Ich sehe heute noch die



Freude der Leute, als so viele Buden vorhanden waren, dass Menschen und Pferde, jeder für sich, eine Unterkunftsstelle hatte und der erste Ofen aufgestellt wurde, damit wir uns den Kaffee warm machen konnten. Im Jahre 1916 wurde dann der jetzige Aufenthaltsraum und Speisesaal der Acker- und Wiesenfelder gebaut.

## Kriegsjahre

Nun möchte ich noch einen kleinen Überblick über unsere Arbeit in den Kriegsjahren geben. Wir waren ein paar Tage vor der Mobilmachung mit dem Schneiden des Roggens fertig geworden und mit Haferschneiden angefangen, als die Mobilmachung bekannt wurde. Ratlos stand ich mit einem Moorarbeiter und etwa 20 bis 25 Kolonisten am Morgen des zweiten Mobilmachungstages bei der Arbeit.



Die anderen Moorarbeiter waren, oder wurden eingezogen, die Pferde, die sonst im Moor eingesetzt waren, waren zum Teil fort und durch andere ersetzt, ein Durcheinander, wie es sonst nicht zu beschreiben ist. Dabei die große Ernte und viel Arbeit vor Augen. Der Hafer musste geschnitten werden, Roggen eingefahren werden usw. Hinzu kamen auch die Arbeiten in den Torffeldern und an den Torfmaschinen. Und so mussten zu allen vorkommenden Arbeiten die Zöglinge mit herangezogen werden.

Die Diakone, welche mit den Zöglingen und den Arbeiten vertraut, wurde auch eingezogen und durch neue ersetzt. Die Zöglinge, durch den Krieg rabiater geworden, machten uns oft schwere Sorgen bei der Arbeit. Es kam einmal vor, dass die Zöglinge, die Garben aufladen mussten, die Brüder mit der Forke bedrohten und ich nur mit Unterstützung meines schwarzen bissigen Hundes, denselben die gefährlichen Werkzeuge abnehmen konnte. Zur Strafe mussten die Zöglinge die Garben mit den Händen zureichen

• ... hier folgt [Teil 12](#) ... •

## Letzte Kriegsjahre

Im Mai 1916 kamen dann 100 russische Gefangene zu Hilfe. Die Russen sind bekanntlich ein bisschen faul und träge und dieses habe ich dann auch gesehen und erfahren dürfen. Hielt man dieselben zur Arbeit an, hieß es immer, Arbeit nix, Arbeit nix Panje. Aber an Essen konnte niemals genug kommen, trotzdem für fünf Mann ein Esskessel kam, wo früher zehn Kolonisten satt daran hatten.

Es lag auch viel an den Aufsichtsposten, die meisten aus der Stadt, von Arbeiten keine blasse Ahnung, legten sich im Torf oder auf den Acker hin und schliefen, wie man so sagt, den Schlaf der Gerechten. Sehr oft habe ich die Gefangenen, wenn wir morgens im Torf arbeiteten und zum Heuen gehen mussten, genommen und bin mit denselben, ohne die Posten zu wecken, davongegangen.



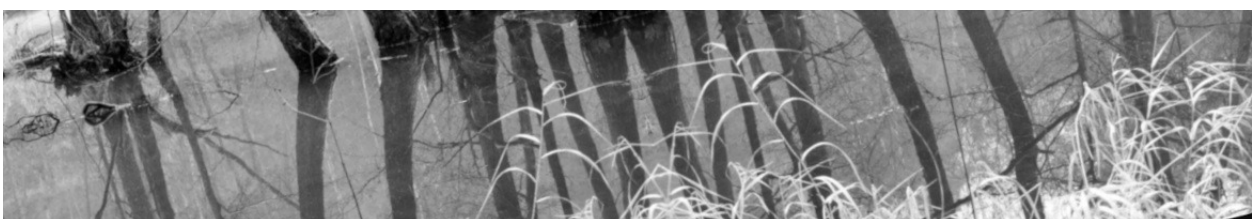
Ich hatte diebische Freude, als ich eines Vormittags vom Torf ins Heu gegangen war, die Posten vom Schlaf erwachend, die Gefangenen in den Torfringeln suchten. Es wurde erst dann besser, als die Posten zum Teil von hier und aus der näheren Umgebung die Aufsicht führten. Ein Jahr später wurde ein Teil der Russen abgelöst und durch 34 Engländer ersetzt. In der ersten Zeit waren die Engländer frech und rabiät, gingen doch dieselben eines Tages, als Heu geladen wurde, ohne weiteres fort und ließen die Loren, welche zum Teil voll, andere halb geladen, ohne weiteres stehen.

Als dieselben dann einen kleinen Denkkzettel in der Gestalt der Moorbürg bei Wasser und Brot kennen gelernt hatten, wurde es besser mit der Frechheit und Arbeit. Dieselben haben in den zwei Jahren viel geleistet und geschaffen und ich habe mit denselben bis zum Kriegsende gerne gearbeitet.

## Der Lanz-Landbaumotor

Als es im Laufe der Kriegsjahre an Gespannen mangelte, wurde im Jahre 1916 zur Bearbeitung der Ackerfelder und Heukulturen ein Landbaumotor angeschafft. Um die Bedienung dieser Maschine besser zu lernen, war ich im März 1916 vierzehn Tage lang bei der Firma Lanz in Mannheim. Nach langen Warten gelangte derselbe endlich Mitte September zur Lieferung. Meine Aufsicht gestaltete sich dadurch nicht leichter, musste ich doch auch dazu den Motor instand halten.

Sehr oft habe ich den Motor auf dem Acker stehen lassen, um erst die Arbeit wieder zu regeln und zu verteilen, bis dann nach einem Jahr mein Sohn Ernst mich ablöste. Nach kaum einem Jahre, als derselbe mit der Bedienung und Führung vertraut war, wurde er kurz vor Anfang des Krieges eingezogen und ist auf dem Feld fürs Vaterland geblieben (vermisst), und ich musste dann wieder selbst fahren, bis dann mein Sohn Fritz nach Beendigung des Krieges den Motor sieben Jahre gefahren hat, um denselben Posten an meinen Sohn Karl wieder abzutreten.



## Ein langes Arbeitsleben im Moor

Was nun meine Tätigkeit in den letzten Jahren anbelangt, möchte ich dieselbe kurz schildern in der Voraussetzung, dass ich damit nicht die Absicht habe, mich dadurch in gutes Licht zu setzen. In den ersten beiden Jahren war mir die Ausführung der Entwässerung, das Torfstechen, Verarbeitung desselben und Abfuhr, sowie auch die Instandhaltung der Wege übertragen worden.

Hierzu kam dann die Anlegung und Kultivierung der Acker und Wiesen im Moor, die Ausführung der Erdarbeiten und das Heranschaffen des Materials zu den Bauten von Schafstall, Deckertau und [Heimstatt](#), sowie Kultivierungsarbeiten vom Acker in [Heimstatt](#). Da die Moorarbeiten nun besondere Schulung erforderten, welche auf anderen Böden üblich ist, habe ich manchen Kampf mit meinen Mitarbeitern ausfechten müssen. Waren doch alle nach bestem Können angelernt, und mit Rat und Tat zur Seite gestanden.

Und so durfte ich 20 Jahre lang bei der Herstellung des Torfes, der Verarbeitung der Acker- und Wiesenflächen mitarbeiten, als sich dann das Alter bemerkbar machte, übergab ich die Torfarbeiten meinem Nachfolger.



## Ernteerfolge und Mißerfolge

Nun möchte ich noch einiges ganz kurz über unsere Ernten mitteilen. Nach sehr guten Erfolgen in den ersten Jahren stellten sich in den späteren auch Misserfolge ein, hervorgerufen durch Frostschäden und [Tipulafraß](#). Abgesehen von kleineren Frostschäden und Tipulafraß ist bis zum Jahre 1914 kein wesentlicher Schaden an den Saaten entstanden.

So hatten wir in der Zeit vom Jahre 1915–1926 drei Jahre, hervorgerufen durch die späten Nachtfröste im Mai und Juni, in einem Jahr sogar noch Anfang Juli ein Drittel der ganzen Kartoffelflächen verloren. Auch der Roggen hat in dieser Zeit zweimal, da derselbe gerade in der Blüte stand, durch den Frost sehr gelitten, so dass der Ertrag ein ganz minimaler war.

Im Jahre 1923 ist eine Fläche Hafer von 80 Morgen derart abgefroren, dass derselbe umgepflügt werden musste. Dann hatten wir in den Jahren 1920 und 1925 durch den Fraß der Tipula-Larven sehr zu leiden. Im ersten Fall gingen 80 Morgen Hafer größtenteils dadurch verloren. Dann sind im Jahre 1925 etwa 100 Morgen Roggen und 70 Morgen Hafer meist total vernichtet worden, und so musste diese Fläche noch einmal bestellt werden. Ja, sogar ein Roggenschlag von 22 Morgen, welcher durch den Larvenfraß total vernichtet war, wurde im Frühjahr mit Hafer bestellt, nach dem Aufgehen desselben nochmals abgefressen und musste nun zum dritten Mal nachgesät werden.



# Ein Rückblick

Ich komme nun zum Schluss meines Berichtes, und es ist merkwürdig, dass ich gerade am heutigen Tage (9. März), an dem ich diese Zeilen schreibe, auf eine 27 jährige Tätigkeit in den Bodelschwingschen Anstalten zurückschauen kann. Da ist es wohl ganz menschlich zu verstehen, dass die Vergangenheit mir heute wieder greifbar vor die Augen tritt.



Ich sehe sie alle wieder im Geiste vor mir, die Brüder von [Freistatt](#), Moorhort und Moorburg, welche kürzere und längere Zeit im Moor waren, die vielen Zöglinge und die endlose Reihe der Kolonisten, die ich bei unserer Arbeit hatte. Mit allen durfte ich arbeiten und hatte die große Freude, sie anlernen zu dürfen. Auch dass etliche mich noch nicht vergessen haben, zeigen mir heute noch die Briefe voll Dankes an mich.

Von den alten Mitarbeitern, die getreulich mit mir Kälte und Hitze, Erfolg und Misserfolg im Kampfe mit dem Moor geteilt haben, sind keine mehr hier. Sie haben sich andere Beschäftigungen gesucht oder sind zu ihren früheren Berufen zurückgekehrt.

Und wo ist die Zeit geblieben, diese 27 Jahre? Ja, was ich einst als Schuljunge gedankenlos gelernt habe:

**„Die Jahre fliegen pfeilgeschwind!“**

... hat sich auch an mir bewahrheitet.

---

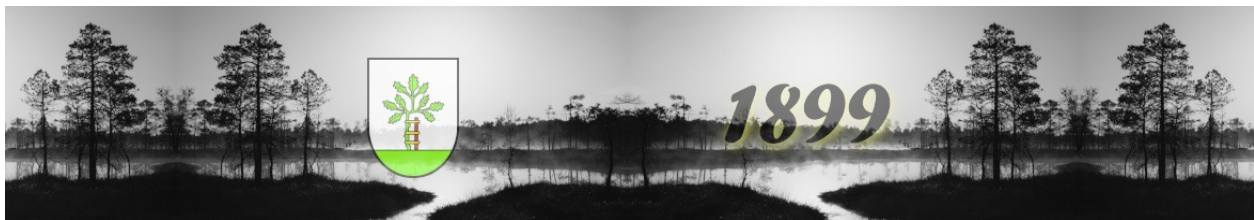
Ende der Erinnerungen des August Uchtmann über die Kultivierung des Freistätter- und des Wietingsmoors rund um [Freistatt](#). Abschrift von seinem Text aus dem Jahre 1923. Aufgeteilt in zwölf Kapitel für den [Freistätter Weihnachtskalender 2019](#) von der Redaktion der [Freistätter Online Zeitung](#).

---

# Quellen

## Text und Aufbereitung

- Erinnerungen des August Uchtmann über die Kultivierung des Freistätter- und des Wietingsmoors rund um [Freistatt](#). Abschrift von seinem Text aus dem Jahre 1923
- Vorlage von [Frank Kruse](#), Bereichsleiter der [Wohnungslosenhilfe Freistatt](#)
- Aufgeteilt in zwölf Kapitel für den [Freistätter Weihnachtskalender 2019](#) von der Redaktion der [Freistätter Online Zeitung](#)



## Fotos

Verwendet wurden diverse „Moorbilder“ des Internetdienstes für freie Fotos – [Unsplash.com](#).

**The internet's source of freely-usable images.**

**Powered by creators everywhere.**

## Fotografen

- [Jevgenij Voronov](#) auf unsplash
- [Elvis Bekmanis](#) auf unsplash
- [C. Andrew Coates](#) auf unsplash
- [Djalu A. P. – vyroxeres](#) auf unsplash
- [Marika Vinkmann](#) auf unsplash
- [Anne Nygard](#) auf unsplash
- [Jan Pojer](#) auf unsplash
- [Craig Cameron](#) auf unsplash
- [Nazrin B-va – kurokami04](#) auf unsplash
- [Rachel-C – meditatingdragon](#) auf unsplash

(Version 2.1 – Freistatt – 29. Juli 2020 – Jens Roggemann)